



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Ethnographie der Sichtbarkeit
Videoüberwachung und Alltag

Verfasserin

Anna Christina Stoffregen

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, im Oktober 2007

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:
Betreuerin:

A 308
Volkskunde
ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler



Inhaltsverzeichnis

Prolog	4
1. Einblicke	6
1.1 Ninas Weg	8
1.2 Vom Suchen und Finden der Überwachungskameras	12
1.3 Beobachten und beobachtet werden	17
2. Sichtbare Blicke: Situation U-Bahn	23
3. Unsichtbare Blicke: Situation Museumsquartier	39
4. Keine Blicke: Situation Geldautomat	55
5. Nachblicke	66
Ausblicke (Epilog)	69
Literaturverzeichnis	72
Zeitungsartikel	75
Internetquellen	76
Abbildungsverzeichnis	76
Andere Quellen	76

Prolog

Die Ironie, die aus diesem in Barcelona aufgenommenen Bild ins Auge springt, scheint eindeutig: Der nach dem Autor George Orwell benannte Platz wird mittels Kameras überwacht. Orwells Roman, 1984, der in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts verfasst wurde, beschreibt das Szenario einer totalen Überwachungsgesellschaft. Eine Utopie – Schauplatz ist Ozeanien, doch das Phänomen Videoüberwachung wird stets mit Orwell in Verbindung gebracht, im wissenschaftlichen sowie im populären Kontext.

1984 ist Vergangenheit und auch 23 Jahre später hat sich bisher nicht durchgesetzt, was Orwell beschreibt.¹ Dennoch findet die Überwachungskamera mehr und mehr Einzug in unseren Alltag. Sie ist jedoch nur Teil der technischen Möglichkeiten; neben ihr existiert mittlerweile eine Vielzahl anderer Überwachungsmethoden. Onlineüberwachung scheint die viel bedrohlichere und effektivere Methode zu sein. Welche Auswirkungen das haben könnte, zeigt jüngst der Fall des Stadtsoziologen Andrej Holm. Die Verhaftung des in Berlin arbeitenden Wissenschaftlers löste eine Welle der Empörung aus auch über die Grenzen Deutschlands hinweg. Er hatte während seines Forschungsprozesses eine Schlagwortkette per Internet recherchiert, die die Ermittler auch im Zusammenhang mit einer terroristischen Vereinigung sehen. Über den Zeitraum eines Jahres hinweg wurde er online überwacht – und Anfang August diesen Jahres schließlich verhaftet. Zwar ist er Ende August wieder entlassen worden, doch gibt dieser Fall dennoch zu denken.

Onlineüberwachung ist nicht sichtbar. Über die Zulässigkeit dieser Methode wird in politischen Bereichen fortlaufend diskutiert. Was allerdings laut geltendem EU-Recht bereits zulässig ist, ist das Speichern jeglicher über das Internet oder Handy versendeter Daten. Das scheint nicht weiter beunruhigend zu sein, schließlich ist es eine präventive Maßnahme und wird nur auf vermeintlich Kriminelle in weiterer Ausführung angewendet – doch der Schritt zur Überwachung findet jenseits unserer Sinneswahrnehmungen statt, und wer außer mir kann schon sicher wissen, dass ich keine Verbrecherin bin und das meine Intention ‚nur‘ wissenschaftliche Forschung ist.

Viele Gesichter der Überwachung werden hier nur angedeutet, zum Teil nicht einmal angesprochen, die mikroanalytische Methode der Europäischen Ethnologie fordert strenge Disziplin am bewusst ausgewählten Material. Der Fokus ist und bleibt auf Videoüberwachung gerichtet.

¹ Vgl. hierzu: Hitzler, Roland: Im elektronischen Panoptikum. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Visualisierung – Strategien, Medien und Praktiken“ des SFB 640 am 18.01.2007 in der Humboldt Universität Berlin. Vortragsmanuskript, S. 13.

Ich versuche greifbar zu machen, wie Räume mittlerweile mit oder ohne Kameras wahrgenommen werden und/oder so akzeptiert werden. Im Zuge dieser Untersuchung wurde mir die Vielzahl an Kameras auch auf eigenen Wegen bewusst. Mein auf Kameras fixierter Blick lässt sich nicht abstellen. Er wird über die Grenzen Wiens hinaus transportiert, auch über die Grenzen meiner Person. Hat man einmal angefangen, Kameras zu suchen, findet man sie auch dort, und dies wird Teil der vorliegenden Arbeit sein, wo man sie nicht erwartet hätte. Man beginnt zu hinterfragen, wieso man sie an einigen Orten erwartet, wann man sie als störend empfindet und wann sie einfach „dazu“ gehören. Dadurch verändert sich der Blick, der nicht mehr unvoreingenommen und neutral ist, sondern wertend. Gerade weil immer tiefer ins Bewusstsein dringt, dass man nur einen Bruchteil der Überwachung wahrnimmt und sieht.

Es verwundert dennoch, dass dieses in Nachbardisziplinen breit diskutierte Thema bisher in der Europäischen Ethnologie ein kaum untersuchtes Feld darstellt. Unsere Wissenschaft bietet die Möglichkeit den forschenden Blick kritisch auf gesellschaftspolitisch relevante Themen zu werfen und durch die gezielte Schulung unseres Blickes und unserer Wahrnehmung sichtbar zu machen, was unsichtbar zu sein scheint.

1. Einblicke

Ausgangspunkt meiner Forschung ist die teilnehmende Beobachtung eines alltäglichen Weges durch Wien. Ich begleitete eine Person, Nina², von morgens bis abends und dokumentierte den Weg. In einem zweiten Schritt ging ich den Weg nochmals ab, um genau festzustellen, wo Überwachungskameras hängen. Zusätzlich zu den Notizen, die ich mir bezüglich der Standorte der Kameras machte, achtete ich besonders auf meine Erwartungshaltung, die ich an bestimmte Situationen stellte. Ausgehend davon wählte ich drei Situationen aus, die sich in der Erwartungshaltung in Bezug auf – vorhandener und nicht vorhandener – Überwachungskamera unterschieden. An die jeweilige Situation stellte ich folgende Fragen: Wieso gehe ich in einer Situation davon aus, eine Überwachungskamera zu entdecken und in einer anderen wiederum nicht?

Nach konkreter Darstellung des Weges mittels ethnographischer Beschreibung, ohne mich als teilnehmende Beobachterin mit einzubeziehen, wird anschließend der Weg aus meiner Perspektive, also unter Berücksichtigung der Selbstreflexion, im Hinblick auf Kameras beschrieben. Ausgehend von dieser Beschreibung wird die Auswahl der drei nachstehenden Situationen hinsichtlich Kamera begründet und die Fragestellung der Arbeit konkretisiert. Die Besonderheit der Methode des Beobachtens, mit der ich hauptsächlich arbeitete, im Zusammenhang mit der Thematik Videoüberwachung wird ebenfalls in diesem Kapitel herausgearbeitet. Im Anschluss an dieses ausführliche erste Kapitel, das ich aber aufgrund der Thematik und der Methode, und vor allem in deren Zusammenspiel, für notwendig halte, widme ich jeder der drei Situationen ein Kapitel, in welchem betrachtet wird, wie sich Erwartungshaltungen konstituiert haben könnten.

Da das Thema Videoüberwachung in ganz unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen diskutiert wird und sich dementsprechend interessante Diskurse etabliert haben, jedoch eine Arbeit in der Europäischen Ethnologie dazu fehlt, ziehe ich Arbeiten aus unterschiedlichen Bereichen hinzu, die ich nach ausführlicher Sichtung für mein Thema als passend auswählte.

Als Grundlage – und darüber hinaus bekannteste Arbeit aus geisteswissenschaftlicher Sicht – dient mir Michel Foucaults „Überwachen und Strafen“³ (Erstveröffentlichung 1975). Foucault spielt insofern eine tragende Rolle, da er das Machtverhältnis zwischen Beobachteten und Beobachtenden anhand des zwischengeschalteten Mediums erklärt.

Videoüberwachung im städtischen Kontext, genauer gesagt innerhalb Wiens, macht es notwendig, aus der Stadtforschung kommende Arbeiten hinzuzuziehen. Martina Löws

² Zwecks Anonymisierung wurde der Name geändert.

³ Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Frankfurt am Main, 1994.

„Raumsoziologie“⁴ (2001) gibt eine für mich treffende Theorie des Raumes, da sie Raum als einen Prozess versteht. In ähnlicher Form wird auch Markus Schroer berücksichtigt, der explizit in unterschiedlichen Arbeiten das Phänomen Videoüberwachung betrachtet.⁵

Da Videoüberwachung im städtischen Raum besonders seit Jahren einer rasanten Entwicklung unterliegt, ist es zudem wichtig, aktuelle Arbeiten, die auf empirischen Erhebungen basieren, mit einzubeziehen. Francisco Klauser (2006), der nach eingehender theoretischer Vorbereitung seine Feldforschung im Ort Olten (Schweiz) beschreibt, gibt eine Folie vor, die ich über meine Beobachtungen in Wien lege.⁶

Da die Auseinandersetzung mit Videoüberwachung sich auch jenseits wissenschaftlicher Diskurse etabliert hat wie in Literatur, Kunst und Film und teilweise im breiten Umfang in den Printmedien diskutiert wird, kommen Aspekte dieser Bereiche ebenfalls punktuell zum Tragen.

Den etwas unkonventionellen Zugang möchte ich an dieser Stelle ansprechen: es fehlt der klassische Aufbau einer wissenschaftlichen Arbeit, der Weg muss in seiner Vollständigkeit dargelegt werden, bevor die drei Situationen analysiert werden können, da weiterführend subjektives Empfinden im Raum, und zwar im wesentlichen mein eigenes Empfinden, als Material dient. Die Fragestellung hat sich anhand der Beobachtungen entwickelt.

Durch die konkrete Veranschaulichung der drei Situationen möchte ich darüber hinaus dem Leser die Möglichkeit bieten, sich selbst wieder zu finden und nachzuvollziehen, wie der Prozess des Forschens abgelaufen sein könnte. Ausgangspunkt ist ein subjektives Empfinden im Raum, eine Wahrnehmung, die durch die dichte Beschreibungen meine Irritationen und mein Selbstverständnis nachvollziehbar machen soll, um sich somit dem Phänomen Videoüberwachung ethnographisch anzunähern und davon ausgehend wichtige Aspekte herauszuarbeiten. Ziel ist es, Selbstverständliches zu hinterfragen und seine eigenen Irritationen ernst zu nehmen und diese in verwertbares Material umzusetzen zu können.

⁴ Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main, 2001.

⁵ U.a.: Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Frankfurt am Main, 2006.

⁶ Klauser, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006.

1.1 Ninas Weg

An einem Montag begleitete ich Nina durch Wien, auf ihrem alltäglichen Weg. Abgesehen von ihrer im Büro verbrachten Arbeitszeit hielt ich mich wie ein Schatten stets neben oder hinter ihr auf. Obwohl ich sie gebeten hatte, so zu agieren, als ob ich nicht anwesend sei, veränderte sich die Situation. Wir sprachen miteinander, und da Nina wusste, für welchen Zweck ich sie begleitete, schaute sie überall nach Videokameras. Sie ließ sich jedoch nicht auf ihrem Weg, in ihrer Art des Gehens, in ihren Entscheidungen stehen zu bleiben beeinflussen. Sie lenkte den Weg und steuerte die Geschwindigkeit.

Ich überlegte, Nina bezüglich ihrer Wahrnehmung der Videokameras zu interviewen, jedoch entschied ich mich dagegen. Die Tatsache, dass sie wusste, weswegen ich sie begleitete, veränderte ihre Wahrnehmung; ohne es zu wollen, achtete sie auf ihrem Weg auf Kameras, machte mich aufmerksam auf Kameras jenseits ihres Weges, war an manchen Stellen überrascht, welche vorzufinden. Durch das Formulieren des Themas in seiner Allgemeinheit wurde auch ihr Blick kamerafokussiert. Ihr subjektives Empfinden im Raum war verändert. Was ich aber dennoch an verwertbarem Material bekommen hatte, ist der Weg, ihr Weg, der mir einen Ausgangspunkt für weitere Forschungsansätze lieferte. Im Folgenden werde ich immer wieder auf sie zurückgreifen, jedoch hauptsächlich auf ihr Agieren, ihre Bewegungen im Raum und ihren Weg, weniger auf ihre Wahrnehmung. Die Kriterien und Gründe, weswegen ich Nina als Wegbereiterin auswählte, möchte ich kurz aufgreifen und beleuchten. Nina ist eine Bekannte von mir, und als sie hörte, dass ich meine Arbeit zum Thema Videoüberwachung schreiben würde, und wie mein methodischer Einstieg aussehen sollte (das Begleiten einer Person durch Wien), kam sie auf mich zu und bot an, dass ich sie begleiten könne. Sie erklärte mir in diesem Zusammenhang, dass sich ihre Wohnung im selben Haus befindet wie die ständige Vertretung von Palästina, und eine Kamera auf den Hauseingang gerichtet ist. Das für mich ausschlaggebende Kriterium war jedoch, dass sie in irgendeiner Form, und da ist Berufstätigkeit ein sehr nahe liegendes Kriterium, einen von Routine geprägten Tagesablauf hat, einen Weg, den sie wieder und wieder geht beziehungsweise fährt. Darüber hinaus fand ich es in diesem Fall wichtig, eine Frau zu begleiten, denn viele Argumente, die für die Erhöhung der Anzahl der Überwachungskameras im öffentlichen Raum angeführt werden, sich auf das erhöhte Gefahrenpotential für Frauen innerhalb Großstädte stützen. Nina war zum Zeitpunkt meiner Beobachtungen 26 Jahre alt, seit mehreren Jahren wohnhaft in Wien und seit einigen Monaten bei einer Marketingfirma angestellt.

Nina verlässt⁷ morgens um 08.20 Uhr ihre Wohnung. Sie wohnt im 8. Bezirk in Wien, ihre Wohnung befindet sich in einer kleinen Gasse in der Nähe des Rathauses. Sie wohnt im ersten Stock des Hinterhauses. Sie geht die Gasse hinunter, die nach wenigen Metern in der Auerspergstrasse mündet. Dort biegt sie links ein und bleibt am Bankautomaten stehen, der sich an der Außenfassade eines Bankgebäudes befindet. Vor ihr stehen zwei Männer, einer gerade damit beschäftigt, Geld abzuheben, der andere wenige Meter hinter ihm – er wartet offensichtlich. Nina stellt sich in die Schlange und muss einige Minuten warten, bis sie an den Automaten treten kann. Im Anschluss geht sie die Strasse weiter entlang, sie überquert die Josefstädter Strasse und verschwindet nach weiteren wenigen Metern im Eingang der U-Bahnstation Rathaus.

Nina steigt die Treppen hinunter, geht den schmalen, niedrigen Gang entlang bis zum Gleis. Sie wartet auf die U2 Richtung Karlsplatz, die Anzeigetafel zeigt an, dass der nächste Zug in zwei Minuten fahren wird. Sie bleibt ganz vorne am Bahnsteig stehen. Der Zug fährt ein, sie steigt in den stark beleuchteten Zug und bleibt an der Tür stehen. Bereits an der nächsten Station, Volkstheater, steigt Nina wieder aus, von ihrem Ausstiegspunkt sind es nur wenige Meter bis zur Treppe. Sie fährt mit der Rolltreppe nach unten und nach wenigen Metern erreicht sie das Gleis einer anderen U-Bahn, geht einige Schritte am Gleis entlang und bleibt stehen. Nach fünf Minuten fährt der Zug ein, Nina steigt ein und setzt sich auf einen Platz. Die Fahrt dauert einige Minuten. Nach sieben Stationen erreicht die U-Bahn die Station Schlachthausgasse. Nina steigt aus und geht die Treppe hinauf; wiederum waren es von ihrer Position beim Aussteigen nur einige Schritte bis sie diese erreichte.

Nina verlässt den U-Bahnbereich und biegt rechts in die Schlachthausgasse ein. An der dort gelegenen Trambahnstation Baumgasse bleibt sie kurz stehen, dreht sich um, sieht die Bahn kommen und steigt ein. Bereits an der nächsten Station – nach circa zwei Minuten Fahrtzeit – verlässt sie die Bahn, geht einige Meter zurück und auf ein unscheinbares graues Gebäude zu. Sie schließt die Tür auf, benutzt die Treppe, um in den ersten Stock zu gelangen, und betritt das Büro, in welchem sie arbeitet. Es ist kurz vor 09.00 Uhr, als sie an ihrem Schreibtisch ankommt, ihre Jacke auszieht, die Tasche verstaut und den Computer hochfährt.

Gegen 12.00 Uhr verlässt Nina das Büro. Sie geht die Schlachthausgasse ein Stück aufwärts und überquert an der nächsten Kreuzung die Straße. Das Fußgängerampelzeichen zeigt im Moment ihrer Ankunft grün. Auf der anderen Straßenseite biegt sie rechts in die Landstraßer

⁷ Auch wenn dieser Tag bereits stattgefunden hat, in der Vergangenheit, verwende ich in der Beschreibung die Gegenwartsform. Zudem soll es nochmals die Tatsache unterstreichen, dass es sich um einen alltäglichen Weg handelt, so gesehen auch heute oder morgen in ähnlicher Form abspielen könnte. Auch im weiteren Verlauf der Arbeit sind die ethnographischen Beschreibungen in der Gegenwart verfasst, um sie deutlich von den anderen Passagen abzuheben.

Hauptstraße ein. Die Straße ist stark befahren. Auf der linken Seite befindet sich ein grauer Gebäudekomplex, in dem sich unterschiedliche Geschäfte befinden, unter anderem auch ein Supermarkt. Nina betritt den Supermarkt, geht zielstrebig durch die mit Lebensmitteln bestückten Gänge, nimmt einige Artikel aus den Regalen heraus und steht nach fünf Minuten bereits an der Kasse. Vor ihr stehen ein paar Kunden. Sie wartet, bis sie das Kassensystem erreicht, legt die Ware darauf, holt ihr Portemonnaie aus der Tasche, bezahlt, steckt die Artikel ein und verlässt den Supermarkt.

Sie überquert die Straße vor der Ampel, biegt wieder links in die Schlachthausgasse ein und erreicht das Büro.

Am frühen Nachmittag, gegen 15.00 Uhr packt sie ihre Sachen und verlässt das Büro. Auf der Straße angekommen schaut sie die Anzeigetafel an der Trambahnstation an, auf der die Wartezeit bis zur nächsten Bahn angezeigt wird. Es sind fünf Minuten. Nina geht zu Fuß zur U-Bahnstation, die Treppe hinunter bis zum Bahnsteig und wartet auf die U3 Richtung Ottakring. Nach drei Minuten trifft der Zug ein, sie setzt sich auf einen Platz und schaut aus dem Fenster und fährt bis zur Station Volkstheater. Dort steigt Nina aus, fährt mit der Rolltreppe hoch, geht den hellen, niedrigen Gang entlang und benutzt die nächste Rolltreppe nach oben. Sie steht auf dem Bürgersteig und wartet auf den Bus 48A Richtung Baumgartner Höhe. Der Bus kommt in diesem Moment angefahren. Da die Haltestelle Endstation ist, steigen alle Leute aus, und die Wartenden einschließlich Nina ein. Nina bleibt stehen, der Bus ist voll, die Leute stehen dicht gedrängt. Nach zwei Stationen verlässt sie den Bus, überquert die Neustiftgasse und betritt ein großes, graues Gebäude. Im ersten Stock durchschreitet sie eine Glastür, auf der in großen Buchstaben der Name eines Fitnessstudios steht und geht auf den Empfangstisch zu. Sie händigt ihre Mitgliedskarte einer an der Rezeption arbeitenden Frau aus, die die Karte durch ein Lesegerät zieht und Nina einen Schlüssel gibt. Der Empfangstisch befindet sich gegenüber der Eingangstür, rechts davon stehen unterschiedliche Sportgeräte, hinter denen sich die Umkleidekabinen befinden. Der Raum ist groß und hoch, ungeachtet der vielen Menschen, die dort trainieren, ist es verhältnismäßig ruhig. Nina zieht sich um und beginnt ihre Übungen. Sie führt einen Zettel bei sich, auf dem sie nach jeder Übung Dauer und Anzahl der Wiederholungen, gegebenenfalls die benutzten Gewichte einträgt. Nach dreißig Minuten beendetet Nina die Übungen und geht in die Umkleidekabine zurück, zieht sich um, legt den Zettel in ein Fach neben der Rezeption. Sie gibt den Schlüssel ab und erhält ihre Karte wieder. Nina geht die Treppe hinunter und überquert die Neustiftgasse, die sie einige Meter rechts entlang läuft, um dann links in die Kellermannngasse einzubiegen. Die Gasse trifft nach hundertfünfzig Metern auf die Lerchenfelder Straße, auf der Nina einige

Schritte nach rechts geht, diese aber schnell wieder verlässt, um so dann der Langen Gasse zu folgen. Sie biegt rechts in die Josefsgasse und bleibt vor ihrer Haustür stehen, sucht den Schlüssel, schließt auf und kehrt in ihre Wohnung zurück.

Nachdem Nina gegessen hat, erledigt sie einige Telefonate und verlässt nach weniger als zwei Stunden ihre Wohnung. Sie geht den gleichen Weg zur Station Rathaus wie bereits am Morgen und nimmt den Zug Richtung Karlsplatz. An der zweiten Station, Museumsquartier, deren Wände lila sind, steigt sie aus, geht zwei Treppen hinauf und erreicht den Museumsplatz. Von dort durchquert sie den nächstgelegenen Eingang zum Museumsquartier und betritt Hof 2 des Quartiers. Am Dschungel, das im Museumsquartier liegende Theater für Kinder, vorbei benutzt sie einen weiteren Durchgang, da Höfe des Quartiers teilweise durch Gebäude voneinander getrennt. Nina erreicht den Haupthof. Vor ihr steht ein großes, helles, kastenförmiges Gebäude, an welchem sie vorbeigeht. An der Ecke des Gebäudes beginnt eine breite Freitreppe, die sich nach oben hin verjüngt und steiler wird. Am oberen Ende der Treppe erschließt sich im zweiten Stock des Gebäudes das Café Leopold, das Nina betritt. In dem Café trifft Nina eine Freundin, mit der sie sich unterhält und nimmt Getränke zu sich. Nach eineinhalb Stunden verlässt sie das Café, überquert den Haupthof, verlässt das Museumsquartier und geht an der Museumsstrasse entlang in Richtung ihrer Wohnung. Die zum Teil sechsspurige Straße ist stark befahren. Auf der Straßenseite, auf der Nina geht passiert sie das Volkstheater, einen kleinen Park, ein Palais, verschiedene Geschäfte. Nach 12 Minuten Gehzeit erreicht sie die Ecke Auerspergstrasse/Josefsgasse, in die sie einbiegt und so dann ihre Wohnung erreicht. Sie verlässt ihre Wohnung an diesem Tag nicht mehr.

Interessante Beobachtungen des mitverfolgten Weges waren, dass Nina an jeder Haltestation wusste, an welcher Stelle sie in die Bahn einsteigen musste, um an der nächsten Station den kürzesten Weg bis zum Ziel zu nutzen, unabhängig davon ob es sich dabei um eine weitere U-Bahn, einen Bus, oder den Ausgang handelte. Sie nutze also die Zeit, die bis zum Eintreffen der U-Bahn anfiel, um den Bahnsteig entlang zu gehen, bis sie den Punkt erreichte, der ihr den Weg bei der Ankunft verkürzte. Durch das wiederholte Gehen des immer gleichen Weges wusste sie bereits, wo sich die optimalen Positionen befinden. Ihre Schritte und ihre Gehgeschwindigkeit waren den gesamten Tag über zügig, ihre Blicke jenseits unserer Unterhaltungen zielstrebig nach vorne gerichtet. Unabhängig davon, wie lange sie auf die Verkehrsmittel warten musste, blieb sie jedes Mal an den weiter oben beschriebenen Positionen stehen, ohne in Erwägung zu ziehen, sich zu setzen. In den U-Bahnen setzte sie sich nur, wenn es sich lohnte, also wenn die Fahrt länger als zwei Stationen dauerte;

ansonsten blieb sie im Freiraum vor den Türen stehen. Auch wog sie Fahrt- und Gehzeit gegeneinander ab. Als sie an der Schlachthausgasse die Tram bereits einfahren sah, benutzte sie diese. Auf dem Rückweg allerdings zeigte die Tafel fünf Minuten bis zum Eintreffen der nächsten Bahn an, dann ging sie zur Fuß zur U-Bahnstation, da dies schneller ist.

Ihr Fortbewegen durch die Stadt erinnert an die Darstellungen von Marc Augé, der in der Metro in Paris ethnographische Erkundungen anstellte und beobachtete, wie zielgerichtet sich der/die U-Bahnfahrer/in in seinen Schritten und in seiner Wegoptimierung verhält.⁸ Während des gesamten Weges kam sie mit keiner anderen Person in Berührung, weder verbal noch physisch. Viele Menschen teilten ihren Weg, sei es nur zwischen zwei Stationen in der U-Bahn, sei es dass sie den gleichen Weg bis zu einer Station gingen. Aber außer einem Nebeneinandergehen oder einem kurzen flüchtigen Anschauen, wenn sich die Blicke streiften, blieb sie völlig kontaktlos zu ihren Mitmenschen. Ausnahme war eine Verabredung, die sie zuvor telefonisch vereinbart hatte und kurze, flüchtige Begrüßungen mit der Kassiererin des Supermarkts und der im Fitnessstudio arbeitenden Frau.

Während ich Nina auf ihrem Weg begleitete und beobachtete, war ich hauptsächlich damit beschäftigt, den Weg genau zu dokumentieren: Straßennamen, Wartezeiten, Gebäude, wann und wo sie die Straße überquerte, ihre Schrittgeschwindigkeit, ihr Verhalten und ihre Bewegungen im Raum.

1.2 Vom Suchen und Finden der Überwachungskameras

Nach dieser ersten Erhebung, die mir den Weg lieferte, von dem im weiteren Verlauf meine Beobachtungen ausgehen, widmete ich mich dem zweiten Schritt. Ich ging – mit den Notizen zum beschriebenen Tag – allein den Weg noch einmal ab: in einem anderen Tempo, auch oft stehen bleibend, um zu schauen, ob ich Kameras entdeckte. Neben meinem ständigen Begleiter, dem Feldforschungstagebuch, benutzte ich ein zweites Medium für das Dokumentieren bestimmter Momente und/oder Situationen: die Digitalkamera. Auf das Benutzen der Kamera als Beobachtungsinstrument der Überwachungskameras wird an einer anderen Stelle genauer eingegangen. Einige der Bilder spielen als Elemente zur Veranschaulichung nachstehend eine Rolle.

Zunächst ein weiteres Stück Ethnographie des Weges, dieses Mal losgelöst von Nina, stattdessen meine eigene Person als zentrales Element aus einer nach Kameras suchenden Perspektive.

⁸ Vgl. hierzu: Augé, Marc: Ein Ethnologe in der Metro. Frankfurt am Main, 1988. S. 11 – 12.

Wie bereits angesprochen befindet sich Ninas Wohnung in dem Gebäude, in dem auch die ständige Vertretung Palästinas ihren Sitz hat. Nicht nur vermutend, sondern wissend, dass dort eine Kamera ist, schaue ich mir die Hausfassade an. Eine sehr kleine Kamera hängt circa zwei Meter versetzt über der Eingangstür, die Linse auf den Eingang gerichtet. Sie wäre mir nicht aufgefallen, hätte ich nicht von Nina gewusst, dass sie dort ist.

Die Gasse, in der Ninas Wohnung liegt ist klein und ruhig, kaum Autos fahren entlang. Ich rechne damit, die nächste Kamera bereits nach wenigen Metern zu finden, am Bankomaten, an welchem Nina Geld abhob. Ich bleibe in einigen Metern Abstand zum Bankomaten stehen und schaue mir den Ort genauer an, jedoch sehe ich keine Kamera – weder direkt über dem Automaten, noch seitlich versetzt, auch nicht so weit oben, dass ich diese zunächst nicht finde. Diese Situation irritiert mich. Ich fotografiere den Automaten, die Fassade der Bank. Da dort im Moment des Fotografierens niemand steht, muss ich mir die Frage nicht stellen, ob es in Ordnung wäre zu fotografieren während jemand am Automaten steht. Zwei Passanten, die zwischen mir und der Bank entlang gehen, schauen mich kurz an, unabhängig voneinander, und dann verwundert auf den Bankomaten.

Mir fällt auf der gegenüberliegenden Straßenseite zufällig eine Vielzahl an Kameras auf. Das erste Stockwerk des großen Gebäudes geht über die Grundfläche hinaus, es krackt folglich über dem Bürgersteig. An der Unterseite des ersten Stockes hängen nur wenige Meter voneinander entfernt große längliche Kameras, die in verschiedene Richtungen gerichtet sind. Kurz vor Betreten der U-Bahnstation kann ich bereits eine Überwachungskamera entdecken. Der Eingang der U-Bahnstation ist niedrig, die Kamera, die an der Unterseite der Decke hängt, ist eindeutig zu erkennen. Über der Aufschrift des Eingangs, auf der U-Bahnlinie und Name der Station stehen, hängt ein Hinweisschild. Die Darstellung einer Kamera mit der nebenstehenden Aufschrift „hier wird videoüberwacht“ weist auf die Überwachung innerhalb des U-Bahnbereiches hin. Nicht nur die Ein- und Ausgänge der Station sind überwacht, auch an den Bahnsteigen hängen Kameras. Die größeren Stationen innerhalb Wiens, beispielsweise Volkstheater oder Karlsplatz, sind auch mit Kameras in den Durchgängen ausgestattet. Darüber hinaus werden die Auf- und Abgänge zwischen den verschiedenen Ebenen überwacht.

Die U-Bahnzüge werden nur teilweise videoüberwacht. Die noch am meisten eingesetzten „Silberpfeile“⁹ werden nachträglich mit Kameras ausgestattet. Momentan gibt es nur eine begrenzte Anzahl dieser Züge mit Kameras. Die neueren „Zugfamilien“ sind sämtlichst mit Kameras bestückt und verkehren bisher auf der Linie U1 und werden nur vereinzelt auf den

⁹ Bezeichnung der älteren U-Bahnzüge

anderen Linien eingesetzt. Sie unterscheiden sich außerdem von den Silberpfeilen dahingehend, dass sie durchgängig begehbar sind, das heißt, es gibt keine abgetrennten Wagen. Dass U-Bahnen videoüberwacht werden, wird mittels Aufklebern, die sich außerhalb der Türen und direkt neben dem Griff befinden, gekennzeichnet. Die Kameras sind verspiegelte Halbkugeln, die direkt unter der Wagendecke angebracht sind. Durch die Spiegelung ist nicht zu erkennen, in welche Richtung die Linse schaut.

Ich sitze in einem Wagen eines „Silberpfeils“ der Linie U3, mein Ziel ist die Schlachthausgasse. Der Wagen wird nicht überwacht. Ich fotografiere durch das Fenster jede der sieben Haltestellen. Auch innerhalb des Wagens fotografiere ich: zwar keine Einzelpersonen; dennoch richte ich die Kamera, um den Wagen zu erfassen, auf einige Personen, die mich schon seit dem ersten Bild, das ich gemacht habe wunderbar anschauen. Wenn sie merken, dass sie ins Blickfeld der Kamera geraten, werden sie nervös und schauen auf den Boden oder aus dem Fenster, jedoch nicht in die Linse.

Der restliche Verlauf gestaltet sich im Hinblick auf Videoüberwachung unspektakulär. Zwischen der U-Bahnstation und dem Bürogebäude kann ich nur einige Kameras innerhalb eines Gebäudes erkennen, an dem ich vorbei gehe. Die großen Fensterfronten lassen es zu, einen genauen Blick in das Gebäude zu richten. In dem Bürogebäude, in welchem Nina arbeitet, sind keine Kameras und sogar der Supermarkt, bei dem es mich zumindest nicht überrascht hätte, eine Kamera zu finden, stellt sich als kamerafrei heraus.

Das Fitnessstudio schaue ich nur von außen an, da eine Innenbegehung bereits mit Nina erfolgte. Die einzige Kamera innerhalb des Studios befindet sich direkt am Empfangstisch, allerdings keine Überwachungskamera, sondern eine Webcam angeschlossen an den Studiocomputer. Hier wird jedes neue Mitglied fotografiert und die Daten mit zugehörigem Foto werden zum einen im Computer gespeichert, und zum anderen als Lichtbildausweis ausgedruckt. Auf dem Weg zurück zu Ninas Wohnung, den ich wie sie zu Fuß gehe, passiere ich eine Reihe unterschiedlicher Geschäfte. Die Gegend ist belebt. Supermärkte, Buchhandlungen, Bäckereien, Blumengeschäfte, Bekleidungshäuser und gastronomische Betriebe jeglicher Art säumen die Straßen, auch eine Bank, an der ich direkt vorbeigehe. Die Bank befindet sich an einer Straßenecke, so dass sich deren Außenfassaden entlang von zwei Straßen erstrecken. An beiden Fassaden sind Bankautomaten. Die Kameras fallen mir bereits aus erheblicher Entfernung auf, sie hängen einige Meter versetzt; über den Automaten.

An Ninas Wohnung angekommen gehe ich unmittelbar zur U-Bahnstation, um Richtung Museumsquartier¹⁰ zu fahren. Dort angekommen gehe ich über den Museumsplatz und betrete das Quartier. An den Eingängen der einzelnen Museen hängen Kameras, die mich an diesen Stellen nicht weiter verwundern. Im Hauptdurchgang, der einige Meter lang zum Hof führt, hängt am mittleren Pfosten ein großes und auf Augenhöhe angebrachtes Schild. Unter einer Vielzahl anderer Hinweise findet sich dort auch der Hinweis „hier wird videoüberwacht“. Da ich mich mit dem Thema Videoüberwachung schon längere Zeit auseinandersetze, ist mir dieses Schild schon zuvor aufgefallen. Bei genauerer Begutachtung des Museumsquartiers fand ich heraus, dass nicht nur die Museen überwacht werden, sondern auch der gesamte Hofbereich. Ich erinnere mich daran, wie verwundert ich das erste Mal diesen Hinweis wahrgenommen hatte. An einem Ort wie diesem, dem Museumsquartier, ein in sich geschlossenes Areal bestehend aus Museen, Shops, Cafés und Bars und kleinen Kunstagenturen, hätte ich nur eine punktuelle oder gezielte Kameraüberwachung erwartet. Auf dem Weg zu einem kleineren Seitenausgang entdeckte ich zwei Kameras, die nicht auf die Museen, sondern auf den Durchgang gerichtet sind; sie hängen an der Unterseite der Decke, jeweils ganz oben in der Ecke.

Der Weg entlang der Straße zurück zu Ninas Wohnung weist hauptsächlich Verkehrsüberwachungskameras auf, an einer großen Kreuzung sind mehrere Kameras angebracht. Auch das Palais, an dem ich vorbei komme, hat zwei Kameras auf Ein- und Ausgänge gerichtet. Der restliche Weg bis zur Wohnung wirkt kamerafrei.

Auch wenn ich an vielen Stellen stehen geblieben bin, um mich sorgfältig nach Kameras umzuschauen, gehe ich davon aus, nicht alle Kameras erfasst zu haben, die sich auf diesem Weg befinden. Die Positionen, die ich während des Suchens einnahm, waren immer gleich: erst suchte ich auf Augenhöhe, aber hauptsächlich blieb ich stehen, legte den Kopf in den Nacken, richtete den Blick nach oben und wanderte mit den Augen von rechts nach links. Erst nach einigen Wegstationen fiel mir auf, dass man Kameras automatisch „über“ sich sucht. Die Bezeichnung impliziert bereits die Anbringung: „Über“-wachungskamera.¹¹

Mein eigenes Bewegen unterschied sich in vielerlei Hinsicht von dem von Nina. Ich ging absichtlich langsamer als gewohnt, blieb oft stehen und fotografierte meine Umgebung,

¹⁰ Das Museumsquartier ist ein abgeschlossener Gebäudekomplex, in welchem sich unterschiedliche Museen, Geschäfte, Cafés, Bars und Agenturen befinden. Sowohl architektonisch als auch inhaltlich wird es ausführlich in Kapitel 3 beschrieben.

¹¹ Ähnlich dem deutschen Wort überwachen vermittelt auch der französische Begriff surveiller die erhöhte Perspektive der Überwachungskamera. Vgl. hierzu: Klauser, Francisco: Die Überwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 121.

hauptsächlich jedoch Überwachungskameras – anfangs zögerlich von der Seite; denn im Vorfeld hatte ich mit einem Studierenden der TU gesprochen, der sich ebenfalls mit Videoüberwachung beschäftigte, und während der Tätigkeit des Fotografierens verschiedener Kameras angehalten und aufgefordert wurde das Fotografieren zu unterlassen, da dies verboten sei. Eine Kamera nicht mit einer Kamera erfassen zu dürfen, ein Absurdum allein im Wortspiel. Nach nur wenigen Wegstationen aber wagte ich mich genau in das Blickfeld der Kameras. Dabei war es kein Zufall, dass ich einen knallfarbigen Pullover und eine verspiegelte Sonnenbrille trug – ich stand frontal vor den einzelnen Kameras und fotografierte sie mit der Erwartung, früher oder später zumindest darauf angesprochen zu werden. Doch auch nach drei Stunden, die es dauerte, Ninas Weg noch einmal vollständig abzugehen, war keiner auf mich aufmerksam geworden – oder anders formuliert, bin ich während der drei Stunden nicht darauf aufmerksam geworden, dass jemand auf mich aufmerksam geworden ist.

Nach Sichtung der Notizen konzentrierte ich mich im weiteren Verlauf auf drei Situationen, ausgehend von meiner subjektiven Wahrnehmung und der Tatsache, eine Erwartungshaltung im Vorfeld an einzelne Situation gestellt zu haben: eine Situation eins, an die ich die Erwartung gestellt habe, gefilmt zu werden, und dies auch so ist, eine Situation zwei, in der ich mit keiner Überwachungskamera gerechnet hätte, aber dennoch eine finde und als Ergänzung, eine Situation drei, an die ich ebenfalls die Erwartung gestellt habe, gefilmt zu werden, aber keine Kamera finde.

Die Wiener U-Bahn spiegelt für mich Situation eins wider. Für mich stellte sich nicht die Frage, ob es eine Kamera gibt, sondern eher wie viele Kameras. Das Museumsquartier hingegen erzeugte in mir die umgekehrte Reaktion. Der Hinweis auf die Überwachungskameras irritierte mich, eine Kamera an diesem Ort hätte ich nicht erwartet. Eine Irritation empfand ich auch, während ich am Geldautomaten stand: nicht, weil eine Kamera da ist, sondern weil keine Kamera auf den Automaten gerichtet ist.

Ausgehend von diesen subjektiven Wahrnehmungen und einer konkreten Darstellung eines alltäglichen Weges durch die Stadt Wien stelle ich folgende Fragen, die ich im weiteren Verlauf der Arbeit aufarbeiten werde: Meinem Selbstverständnis und meinen Irritationen bezüglich der oben genannten Situationen folgend frage ich, wieso bestimmte Situationen mit Kameras gedacht, und darüber hinaus vielleicht sogar akzeptiert werden, und andere Situationen ohne Kameras gedacht werden? Wo liegen die Gründe für die Wahrnehmung eines Raumes mit oder ohne Kamera, warum fällt diese Kamera auf und jene nicht?

Um diesen Fragen nachzugehen, habe ich mehrere Aspekte betrachtet: Neben den medialen Diskursen, die sich mit Videoüberwachung auseinandersetzen, kommen hauptsächlich Betrachtungsmomente aus der kulturwissenschaftlichen Stadtforschung hinzu. Die jeweilige Situation wird in ihrem Wirkungsmechanismus mit/ohne Überwachungskamera betrachtet und den spezifischen stadthethnografischen Ansätzen zugeordnet.

1.3 Beobachten und beobachtet werden

Während ich mich im ersten Schritt meiner Forschung, als ich Nina auf ihrem Weg durch Wien begleitete ausschließlich dem Beobachten des Weges, der Umgebung, Ninas Bewegungen und dem Notieren von Eckdaten widmete, löste ich mich bereits während der zweiten Begehung des Weges Stück für Stück von diesem Zugang: Ich verwendete zwar viel Zeit die Kameras, sowohl per Notizen als auch per Digitalkamera zu dokumentieren, allerdings versuchte ich durch mein Auftreten, insbesondere in Verbindung mit meiner auffällige Kleidung, eine Reaktion zu provozieren. Eine Reaktion der Kamera, die eigentlich auf Außergewöhnliches reagieren sollte; nur kann eine Kamera, also ein technisches Gerät nicht reagieren, nicht von sich aus agieren. Die Kamera hängt, teilweise statisch, teilweise durch Drehmechanismen in begrenzter Weise beweglich, fest an einem Punkt und ist Teil eines Überwachungsmechanismus. Ob sie aufzeichnet oder nicht kann ich als Beobachtungsobjekt der Kamera nicht erkennen. Erwarte ich eine Reaktion durch die Kamera, so wird durch diese Formulierung bereits der Sachverhalt impliziert, dass ich seitens der Kamera ein *Dahinter* vermute, das *durch* die Kamera beobachtet und anschließend reagiert oder nicht reagiert. Ausgehend von dieser Annahme stellt sich die Frage, was sich im jeweiligen Moment dahinter befindet: Sieht mich jemand in diesem Moment? Beobachtet mich jemand in diesem Moment, während ich meine Kamera auf die Überwachungskamera halte und, teilweise sogar mit Blitz, fotografiere? Was ist ein verdächtiges, auffälliges Verhalten? Wer entscheidet, welches Verhalten, welche Bewegungen zu verfolgen ist? Oder verschwinden die Aufzeichnungen in ein unübersichtliches Datenmeer, das, es sei denn, es besteht dringender Tatverdacht, nach einer bestimmten Zeitspanne gelöscht wird?

Die Kamera als Teil eines Überwachungsmechanismus, sofern ich diese sehen kann beziehungsweise wahrnehmen kann, stellt demzufolge das Medium zwischen mir als Beobachtete und gegebenenfalls einem Beobachtenden dar. Dass ich als Betrachtete jedoch nicht weiß, ob ich tatsächlich beobachtet werde, erinnert an das Model des Panoptikums von

Jeremy Bentham¹². Dieses architektonische Model eines Gefängnisses, in dessen Mitte ein Wachturm steht, von dem ein Wächter in jede Zelle einsehen kann, aber umgekehrt von den Gefangenen nicht gesehen werden kann, greift Foucault in „Überwachen und Strafen“ als architektonische Weiterführung beziehungsweise Verwirklichung der aus der Bekämpfung der Pest innerhalb der Städte entstandene Maßnahme zur Eindämmung im Hinblick auf die Entstehung einer Disziplinierungsgesellschaft auf.¹³ Foucault denkt das Model über die Funktion des Gefängnisses hinaus; Schulen, Krankenhäuser und Arbeitsstätten könnten durch die Verwirklichung des Models in der jeweiligen Funktion optimal genutzt werden. Er formuliert die Dringlichkeit der Ablösung von ihrer spezifischen Verwendung, um ihren politischen Charakter wirksam machen zu können. Foucault beschreibt die Hauptwirkungsweise als

„die Schaffung eines bewussten und permanenten Sichtbarkeitszustandes beim Gefangenen, der das automatische Funktionieren der Macht sicherstellt. Die Wirkung der Überwachung ist permanent, auch wenn ihre Durchführung sporadisch ist; die Perfektion der Macht vermag ihre tatsächliche Ausübung überflüssig zu machen; der architektonische Apparat ist eine Maschine, die ein Machtverhältnis schaffen und aufrechterhalten kann, welches vom Machtausübenden unabhängig ist; die Häftlinge sind Gefangene einer Machtsituation, die sie selber stützen“¹⁴.

Der Turm als Symbol der Macht muss allerdings, um seine Wirksamkeit bei den Beobachteten zu erzielen, sichtbar bleiben. Sieht, um beim Beispiel Foucault`s zu bleiben, der Gefangene den Turm nicht, schwindet die Tatsache, dass er unter Beobachtung stehen könnte, aus seinem Bewusstsein. Den Beobachtungsapparat gänzlich aus dem Blickfeld der Beobachteten zu streichen, würde die Unsichtbarkeit zur Gänze erreichen, und dadurch das Machtverhältnis vernichten.

Die Kamera spielt als sichtbares Symbol der Macht im Verhältnis Beobachteter und Beobachtender eine zentrale Rolle. Jedoch geht Foucault in seinen Betrachtungen von der Entstehung einer Disziplinierungsgesellschaft aus, deren Zielsetzung es ist, Krankheiten einzudämmen, Gefangene zu kontrollieren, Arbeits- und Lernprozesse zu optimieren. Die Überwachungsapparate werden bestimmten Orten zugeordnet, Schulen, Krankenhäusern, Gefängnissen. Videoüberwachung im 21. Jahrhundert geht über die Foucault`schen Gedanken hinaus. Die zunehmende Kameradichte in kaum überblickbaren Orten, die nicht zu Disziplinierungszwecken dient, sondern „sie [die elektronische Variante] führt – zumindest in ihren avancierten Formen – ‚unsere‘ Daten zu dem zusammen, was man unter Fachleuten ein

¹² Der Originaltext Bentham liegt mir nicht vor, ich beziehe mich auf die Beschreibung des Panoptikums von Foucault. Vgl. Hierzu: Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Frankfurt am Main, 1994. S. 251 ff.

¹³ Vgl. hierzu: ebenda.

¹⁴ Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Frankfurt am Main, 1994. S.258.

Bewegungs- bzw. Verhaltensprofil nennt“¹⁵. In beziehungsweise an U-Bahnen und Kaufhäusern, Supermärkten, Museen, öffentlichen Plätzen, privaten Hauseingängen – Überwachungskameras sind überall zu finden. Die Datenmengen, die anfallen und gesammelt werden, könnten Informationen von Arbeitszeiten über Einkaufsgewohnheiten bis hin zu Abendaktivitäten Auskünfte ergeben, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Unmöglichkeit des Beobachteten, sich zu Vorfällen dem Beobachtenden gegenüber zu äußern als zusätzlicher Faktor, der in das bereits erwähnte Machtverhältnis mit einwirkt, wird von Francisco Klauser beschrieben. Die Kontrolle findet einseitig statt, der oder die Betreiber/in beziehungsweise der oder die Beobachter/in entzieht sich den Blicken des Beobachteten.¹⁶

Zunächst einen Einblick in die Entwicklungen, die über diesen einseitigen Prozess hinausgehen und anhand meines methodischen Vorgehens, dem Fotografieren, sichtbar wurden.

„...die Menschen [...] litten unter dem Unbeobachtet-Sein wie er, auch sie kämen sich unbeobachtet sinnlos vor, darum beobachten alle einander, knipsten und filmten einander aus Angst vor der Sinnlosigkeit ihres Dasein angesichts eines auseinanderstiebenden Universums mit seinen Milliarden Milchstraßen, wie der unsrigen...“¹⁷

Das Zitat aus Friedrich Dürrenmatts „Der Auftrag. Oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter“ betont neben dem Phänomen des Beobachtet-Seins einen weiteren Aspekt: das Unbeobachtet-Sein. Das Spannungsfeld zwischen der Angst vor dem allgegenwärtigen Beobachter, der sich in vielen Situationen nicht zu erkennen gibt, und dem Wunsch, durch das sich Sichtbarmachen, nicht unterzugehen und eventuell aus der Anonymität des Alltags entfliehen zu können, ist ein wichtiger Faktor für die Betrachtung des Phänomens Überwachung. Die freiwillige Bereitschaft, sich dem virtuellen „Big Brother“ zu stellen, der nicht nur rund um die Uhr jede Handlung überwacht, sondern die Bilder auch einem Millionenpublikum ausstrahlt, zeigt sich bei der Vielzahl an Reality-Shows, allen voran „Big Brother“¹⁸. In den letzten Jahren haben sich zudem leichter zugängliche Möglichkeiten etabliert, das eigene Tun und Handeln einem breiten Publikum zur Verfügung zu stellen; „youtube“¹⁹ als Plattform für selbst gedrehte Videos oder Webcams als zusätzliches Kommunikationsmedium, die beispielsweise bei Videotelefonaten zum Einsatz kommen.

¹⁵ Hitzler, Ronald: Im elektronischen Panoptikum. Über die schwindende Angst des Bürgers vor der Überwachung und seinem unheimlichen Wunsch nach Sichtbarkeit. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Visualisierung – Strategien, Medien und Praktiken“ des SFB 640 am 18.1.2007 an der Humboldt Universität Berlin. Vortragsmanuskript, S. 4.

¹⁶ Klauser, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 173 – 174.

¹⁷ Dürrenmatt, Friedrich: Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter. In: Dürrenmatt, Friedrich: Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden. Band 26. Zürich, 1998. S. 47.

¹⁸ Big Brother wurde im deutschsprachigen Raum erstmal 2000 auf RTL II gesendet.

¹⁹ www.youtube.com

Die Überwachungskamera allerdings lässt keine Wahl, ob man ein Bild hinterlässt oder nicht. Sie filmt kontinuierlich und man kann sich ihrem Blick nicht entziehen. Die Gewohnheit, ständig von Kameras umgeben zu sein, macht die Situation vielleicht weniger befremdlich, dennoch ist es auffällig, dass der Blick der Kamera fast nie oder äußerst selten erwidert wird, und es beinahe so wirkt, als ignoriere ein Großteil der Bevölkerung die offensichtlich angebrachten Kameras.

Sehen impliziert meistens sowohl ein aktives als auch ein passives Verhalten. Sehe ich jemanden auf der Straße und sehe ihn direkt an, so erwarte ich als Reaktion, dass auch ich angesehen werde. Mittlerweile routinierte Handlungsnormen implizieren eine Art „Kodex“ des Sehens; man darf eine fremde Person zwar ansehen, überschreitet man aber ein gewisses Zeitmaß von wenigen Sekunden; kann der Blick bereits von einem Sehen zu einem Anstarren umgedeutet werden. In einer Bar beispielsweise wird das Ansehen einer fremden Person anders wahrgenommen als in der U-Bahn.²⁰ Das Beobachten hingegen geht einen Schritt über das Ansehen hinaus. Das Beobachten ist nicht mehr zufällig, sondern wird über einen längeren Zeitraum, der bereits nach kurzer Zeit beginnen kann, und zudem bewusst getätigt. Durch die Gewohnheit von Mitmenschen beobachtet zu werden, zeichnet sich auch hier zunehmend eine Wechselwirkung ab. Man beobachtet sich gegenseitig. Der Beobachtungseffekt verstärkt sich durch die Anwendung eines Apparates, in diesem Fall die von mir benutzte Digitalkamera. Wird man von einer Person fotografiert, die man kennt beziehungsweise setzt man sich wissentlich vor eine Linse, wird ebenfalls der Blick der Kamera erwidert. Anders hingegen mit Fremden. Als ich in der U-Bahn mit meiner Kamera den Innenraum fotografierte, wurden mehrere Personen vom Blickfeld der Kamera erfasst. Anstatt den Blick zu erwidern, schauten sie zu Boden, aus dem Fenster oder in eine andere Richtung. Die Kamera wird als Medium zwischen zwei oder mehrere Personen geschaltet. Kennt man den/die Fotografen/in zielt man sich eventuell, aber erwidert den Blick, kennt man den/die Fotografen/in nicht, versucht man dem Blick zu entweichen, empfindet es vielleicht sogar als unangenehm, aufgenommen zu werden. Auch die Überwachungskamera vermittelt den Blick eines Fremden. Da man diesem Blick jedoch nicht ausweichen kann – andernfalls würde das Bewegungsfeld eines in der Stadt lebenden Menschen erheblich eingeschränkt, der sich nur an Orten bewegen könnte, die nicht von Kameras erfasst sind – ignoriert man diesen Blick. Das Erwidern des Kamerablicks beziehungsweise das Fotografieren der Kamera aus frontaler Position, also face to face, fühlt sich provozierend an, und, wie zuvor angedeutet,

²⁰ Vgl. hierzu: Rammert, Werner: Gestörter Blickwechsel durch Videoüberwachung? In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. S. 342 – 359.

kann zur Folge von einer Person angesprochen zu werden, die das Fotografieren beziehungsweise Filmen der Videokameras untersagt.²¹

Damit ist die Frage, was sich *hinter* der Überwachungskamera befindet allerdings noch nicht geklärt. Es gibt verschiedene Kameras, Formen der Aufzeichnung, des Speicherns der Daten, Gesetze und Richtlinien, wie lange die Daten gespeichert werden dürfen, wer auf sie zugreifen darf und wofür die Daten letztendlich verwendet werden dürfen. Es gibt eine Meldepflicht für Kameras, Kennzeichnungspflichten. Ein Artikel, erschienen am 3. Mai 2007 im Standard weist auf diese Pflichten hin, da zunehmend private Institutionen, von Kaufhäusern über Supermärkten bis hin zu Einzelpersonen, Überwachungskameras verwenden ohne dies kenntlich zu machen oder genehmigen lassen.²² In einem neben dem Artikel farblich unterlegten Kästchen mit der Überschrift „Dürfen´s denn das?“²³ wird auf die möglichen Geldstrafen bei Verletzung der Meldepflicht hingewiesen und außerdem die Anschrift, Telefonnummer, Email-Adresse und Öffnungszeiten des Datenverarbeitungsregisters angegeben, bei welchem man sich erkundigen kann, ob die Überwachungskameras gemeldet sind oder nicht. Man kann also nicht davon ausgehen, dass alle Überwachungskameras den Vorschriften entsprechend zum Einsatz kommen. Eine einheitliche Handhabung von Überwachungskameras und die Verwaltung der gesammelten Daten ist nicht gegeben. Häufig werden die gesetzlichen Vorschriften nicht beachtet. Auch erfolgt nicht immer eine Auswertung der Daten. Ebenfalls kann nicht davon ausgegangen werden, dass zu jeder Kamera ein zugehöriger Monitor existiert, über welchen sich eine Person die Bilder anschaut.

Die Österreichischen Bundesbahnen begründen ihr Aufstocken der Überwachungskameras – neben üblichen Argumenten wie Anti-Terror-Maßnahmen und Vandalismus, die fast alle Institutionen als Grund für den Einsatz von Überwachungskameras nennen – mit der Notwendigkeit von Personaleinsparungen.²⁴ Kameras sollen die Arbeit von Bahnbeamten und Wachdiensten übernehmen. Es wäre jedoch widersprüchlich, wenn Personal eingestellt werden würde, dessen Aufgabe es ist, die Bilder anzuschauen. Die digitalen Überwachungssysteme legen die Daten ab, und nach der genehmigten Speicherzeit werden

²¹ Klauser macht auf den australischen Künstler Denis Beaubois aufmerksam, der sich bewegungslos vor Überwachungskameras positionierte und mit einer Tafel forderte, die Kamera möge auf ihn “reagieren“. Die Reaktion bestand meistens darin, dass er früher oder später von der Polizei des Platzes „verwiesen“ wurde. Klauser, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 171 – 172.

²² Simoner, Michael: Keine Kamera ohne Kontrolle (03.05.2007), Der Standard, S. 8.

²³ Ebenda

²⁴ Vgl. hierzu: Wetz, Andreas: ÖBB-Plan: Flächendeckende Videoüberwachung (14.09.2006), http://www.diepresse.com/textversion_article.aspx?id=584924

diese automatisch überspielt. Das heißt, dass nur ein Bruchteil der Bilder der Überwachungskameras in Echtzeit betrachtet wird.

Es ist situationsabhängig, was oder wer sich auf der anderen Seite der Kamera befindet. Die drei Situationen, denen ich im Folgenden nachgehen werde, habe ich zusätzlich auf diese Frage untersucht. Ich habe bei den jeweiligen Institutionen angerufen und gefragt, was mit den Aufzeichnungen passiert, wie lange sie gespeichert werden und wer sie einsieht, ob sie überhaupt jemand durchsieht. In einem weiteren Schritt habe ich versucht, in Erfahrung zu bringen, ob ich die Aufzeichnungen, wenn ich Uhrzeit und genauen Standpunkt meines Aufenthaltes angebe, erhalten könnte, oder ob es zumindest möglich sei, sie einzusehen. Die Telefonate sind ausgehend von der Annahme, dass die Daten maximal 48 Stunden gespeichert werden dürfen, innerhalb der ersten 24 Stunden nach der zweiten Begehung des Weges geführt worden. Neben den Auskünften, die ich von den Institutionen erhielt, habe ich während des Gesprächs Dauer des Telefonats, Reaktion meines/meiner Gesprächspartners/-partnerin und mein persönliches Empfinden während des Gespräches dokumentiert. Bleibe ich in einer Warteschlange, gibt es Pausen auf meine Frage, werde ich weitergeleitet oder vertröstet, verändert sich die Stimmung beispielsweise wenn ich um die Daten bitte, an welchem Punkt werde ich abgewiesen. Die Ergebnisse dieser kurzen telefonisch durchgeführten Befragungen werden in den jeweiligen Kapiteln abschließend behandelt.

2. Sichtbare Blicke: Situation U-Bahn

Die erste Situation, die ich näher betrachte, ist ein Transitraum: die U-Bahn. Die U-Bahn ist als eindeutig großstädtisches Phänomen zu deuten, Busse hingegen sind Fortbewegungsmittel, die auch in ländlicheren Gegenden verkehren. Im Vergleich zu Fernzügen ist der Umfang eines stadtspezifischen U-Bahnnetzes auch auf die jeweilige Stadtfläche begrenzt. Das heißt, sie verbindet nicht verschiedene Städte miteinander, sondern Orte innerhalb einer Stadt.

Zwar wird mit der U-Bahn hauptsächlich ein Liniennetz unterhalb der Erdoberfläche in Verbindung gebracht, dennoch verlaufen die Schienen auch oft überirdisch, demzufolge befinden sich auch einige Stationen überirdisch. Ausgehend von Ninas alltäglichem Weg durch Wien werden in diesem Kapitel jedoch nur die unterirdischen Verzweigungen der U-Bahn betrachtet.

Nina betritt morgens gegen halb neun die U-Bahnstation. In Wien teilen um diese Uhrzeit zum größten Teil andere Arbeitstätige den Weg mit ihr. Sie läuft zügig auf den Eingang der Station zu, ihre Gehgeschwindigkeit wirkt in diesem Kontext jedoch nicht schnell. Der Eingang zur Station ist ein quaderförmiger Überbau, der Rolltreppe und Treppe überdacht. Die Decke ist nicht sehr hoch. Die Kamera, die auf die hochfahrende Rolltreppe gerichtet ist, hängt nur wenige Zentimeter hinter dem Eingang und ist einige Zentimeter unterhalb der Decke an einem Stativ befestigt. Der rechteckige Kasten, aus dem auf einer Seite die Linse eindeutig hervorsticht, ist direkt auf die Rolltreppe gerichtet. An dieser Station gibt es nur eine Rolltreppe zwischen der ersten unterirdischen Etage und der Ebenerdigkeit und führt nach oben. Nach unten führt nur eine Treppe. Schritt für Schritt entfernt man sich vom Tageslicht, am Ende der Treppe gelangt man in einen dunklen Gang, der zum Bahngleis führt. Die Decke hängt noch niedriger als am Eingang, die Wände sind plakatiert oder beschmiert, es riecht abgestanden. Dieser Bereich ist nicht überwacht. Außer einem Fahrkartenautomaten befindet sich hier nichts. Man eilt durch den beinahe bedrückenden Schauplatz hindurch, der enge Gang lädt nicht zum Verweilen ein. Hier hält sich niemand auf.

Nach nur wenigen Metern mündet der Gang auf dem Bahnsteig. Die Wände sind hier mit Mosaikkacheln bestückt. Zwei Kameras hängen in verschiedene Richtungen ausgerichtet über dem Bahnsteig. Sie gleichen den Kameras am Eingangsbereich der U-Bahnstation, einige Zentimeter unterhalb der Decke angebracht, starr in eine Richtung zeigend. Steht man unter der Überwachungskamera sieht man sie nicht, aber sobald man einige Meter entfernt steht und den Bahnsteig hinunter blickt, wird sie Teil des eigenen Blickfeldes. Am Bahnsteig warten mehrere Menschen, das grelle künstliche Licht spiegelt sich am Boden und an den Wänden. Rechts des Bahnsteiges, dort wo die Schienen die Station verlassen, ist der U-

Bahntunnel, in dem, solange kein Zug einfährt nichts, zu erkennen ist. Wüsste man nicht um den Tunnel, wirkt er wie eine schwarze Wand. Links vom Bahnsteig kann man einige Meter weitersehen, das gegenüberliegende Gleis derselben U-Bahnlinie ist um einige Meter versetzt, und der vordere Bereich des Bahnsteiges befindet sich unmittelbar gegenüber. Dort sind zwei Monitore angebracht, auf welchen die Bilder der am Gleis befestigten Kameras zu sehen sind. Die Menschen am Bahnsteig stehen, kaum jemand sitzt auf den wenigen weißen Plastiksitzen. Mehrere Fahrpläne sowie die Beförderungsbestimmungen der Wiener Linien hängen an den gekachelten Wänden. Die U-Bahnen in Wien fahren morgens und nachmittags am häufigsten, Wartezeiten sind kaum länger als fünf Minuten. Tagsüber, abends und nachts fahren die Bahnen mitunter nur alle zehn Minuten.

Ein Luftzug kündigt die U-Bahn an, ein leises Rauschen, dann kann man die Wände des Tunnels erkennen, das Licht der U-Bahn schlängelt sich um die Kurve, bis die Scheinwerfer und der vordere Teil des Zuges zu erkennen sind. Das Rauschen wird lauter, der Luftzug verschwindet mit dem Eintreffen der U-Bahn und den quietschenden Geräuschen der Bremsen. Wenige Sekunden nach dem Anhalten der Bahn öffnen sich die Türen. Befinden sich Kameras innerhalb des Zuges, so ist das mit Aufklebern gekennzeichnet, die sich direkt neben den Türgriffen befinden. Zunächst treten die aussteigenden Fahrgäste auf den Bahnsteig, die dort wartenden Personen bilden eine Verlängerung der offenen Türen, damit sie den Aussteigenden nicht den Weg versperren. Erst aussteigen, dann einsteigen, ist ein gesellschaftlicher common sense, der bei Missachtung von den Anderen mit Blicken oder wenigen Worten gestraft wird. Nachdem die Passagiere die U-Bahn verlassen haben, betreten die wartenden U-Bahngäste den Zug. Einige gehen auf die Sitze zu, die überwiegend zu viert gruppiert an den Fenstern sind, so dass sich immer zwei Sitze paarweise gegenüber befinden. Andere Fahrgäste bleiben in den Bereichen vor der Tür stehen. Der/die Zugführer/in kündigt die Abfahrt an, folgend ein schriller, kurzer Ton, und die Türen schließen automatisch.

Ist die U-Bahn voll, so stehen die Fahrgäste meist dicht nebeneinander, gegebenenfalls auch in den Gängen. Ähnlich der Situation in einem Fahrstuhl ist es nicht möglich, einen Sicherheitsabstand zum nächsten Passagier zu wahren, Körperkontakt ist oft nicht vermeidbar. Dabei wird Sichtkontakt gemieden – die Blicke wandern auf den Boden oder aus dem Fenster. Der Blick aus dem Fenster ist allerdings ein reflektierender Blick in das Innere der U-Bahn – durch die Dunkelheit im Tunnel und die Beleuchtung im Wagen spiegelt sich das Innere dort wider. Man betrachtet die Situation wie durch einen Spiegel. Die Fahrtzeit wird unterschiedlich genutzt: Lesen, telefonieren, Musik hören, sich unterhalten wenn man nicht alleine unterwegs ist. Andere beobachten die Situation, schauen Mitfahrende an, aber

nie länger als wenige Sekunden, wird der Blick des Gegenübers erwidert, so entweicht man schnell und schaut woanders hin.

An der Station, an der Nina umsteigt, strömen die Fahrgäste im schnellen Schritt Richtung Ausgang. Wie Nina wissen die meisten, wo sie hingehen müssen, und haben ihre Einstiegsposition danach gerichtet, am Ziel schnellstmöglich zum Ausgang oder zur nächsten U-Bahn zu gelangen. Am Bahngleis der Umstiegsstation befinden sich Kameras. Um zur nächsten U-Bahn zu gelangen muss man nun eine Etage tiefer. Die U-Bahnstation ist großzügiger, die Gänge sind nicht so eng wie an der vorherigen, kleineren Station. Die Masse der Menschen teilt sich auf, einige eilen zum Ausgang, andere zur nächsten U-Bahn. Wer den Haupteingang/-ausgang, nimmt kommt an einem Wachzimmer vorbei. Hinter einer Glasfassade kann man eine Vielzahl von Monitoren erkennen, auf welchen die Bilder der Kameras laufen, mit dem Rücken zur Fensterscheibe und den Blick auf die Monitore gerichtet sitzt ein Sicherheitsmann. An dieser Station halten sich nicht nur U-Bahnfahrer/innen auf, es gibt ein Reisebüro, einen Bäcker, Informations- und Vorverkaufsschalter der Wiener Linien. Die Decken an den Bahnsteigen sind höher, die gesamte Station wirkt belebter. Die Endstation des Weges ähnelt wieder der Anfangsstation. Mit Ausnahme der beiden Bahngleise, die aber von einem Bahnsteig begehbar sind, gibt es dort nichts.

Das unterirdische Schienennetz gleicht einem Geflecht aus Adern. Die U-Bahn reicht zwar nicht an jeden Punkt, dennoch verbindet sie verschiedene Teile der Stadt miteinander. Barbara Lang bezeichnet das Schienennetz der Berliner U-Bahn als Spiegel der Stadt, „Zentrale Orte Berlins spiegeln sich in viel frequentierten U-Bahnstationen wider, Peripherie in leeren Wagn; Stätten der Städtischen Vergnügung werden ohne Probleme auch im unterirdischen Netz gefunden, indem man den Mensentrauben folgt, die nächtens an den Stationen Görlitzer Bahnhof oder an der Oranienburger Straße das Abteil verlassen“²⁵. In weiterer Ausführung stellt sie Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster der U-Bahnutzer/innen in Berlin dar, aus denen sich aber U-Bahnspezifische Verhaltensmuster ableiten lassen, die auch auf andere Städte übertragen werden können.

Auch in Wien lassen sich prägnante Orte unterirdisch wieder erkennen. Am Volkstheater kreuzen sich mehrere Linien des öffentlichen Verkehrs, nicht nur zwei U-Bahnen, sondern auch Busse und Straßenbahnen. Diese Haltestation befindet sich am Ring, der den ersten Bezirk umschließt. Im ersten Bezirk bewegen sich die meisten Touristen, die Wien besuchen. Im Gegensatz zu den anderen U-Bahnutzer/innen, die meistens ihren Weg kennen,

²⁵ Lang, Barbara: Unter Grund. Ethnographische Erkundungen in der Berliner U-Bahn. Tübingen, 1994. S. 18.

zielstrebig und eilig von Punkt zu Punkt gehen, laufen Touristen in einem anderen Tempo. Dennoch halten auch sie sich nicht länger als notwendig innerhalb der Stationen auf, sie bleiben zu Orientierungszwecken, oder beispielsweise zum Kauf der Fahrkarten stehen, aber verweilen nicht länger als notwendig innerhalb der U-Bahnstation.

Die Station Schlachthausgasse hingegen ist ähnlich wie die Station am Rathaus weder Knotenpunkt noch Drehkreuz, sie dient als reine Durchgangsstation. Sie wirkte auf mich wenig belebt und trist. Schaut man sich die Umgebung der Station an, findet sich auf ihrer Rückseite eine Wohngegend, die aus Gemeindebauten und großen Wohnungsanlagen der fünfziger und sechziger Jahre besteht. Auf der anderen Seite befindet sich eine stark befahrene Straße, an der sich mehrere größere Firmen befinden. Die Straße geht in einen Zubringer zur Autobahn über.

Begreift man die U-Bahn als Spiegel der Stadt, wie Lang es bezeichnet, ist davon auszugehen, dass sich die U-Bahnnetze spezifischer Städte in ihrer Wirkung und Atmosphäre voneinander unterscheiden. Jedes Netz hat seine eigenen Züge, die unterschiedlich ausgestattet sind, die Stationen wirken verschieden, die Beschilderung und Bezeichnung ist stadtspezifisch. Auch die Durchsagen lassen erkennen, in welcher Stadt man sich befindet. Die Betreiber der einzelnen U-Bahnen versuchen mittels Werbekampagnen ein Image zu schaffen, um sich zum einen von anderen Städten abzugrenzen, und zum anderen innerhalb der eigenen Stadt als Möglichkeit der Fortbewegung gegenüber anderen Beförderungsbewegungsmitteln zu gewinnen.

Das Verhältnis zwischen Stadt und U-Bahn ist ein zwiespältiges – zwar wird versucht, die U-Bahn in einem sichereren und saubereren Ambiente darzustellen, aber bleibt sie dennoch ein schwarzer Fleck. Sie wird zwar von Tausenden genutzt, gleichzeitig wird gewarnt und auf die Gefahren hingewiesen. Sie wird fast ausschließlich „unter ihrem technisch – funktionalen Nutzen“²⁶ betrachtet. Man erfährt die Atmosphäre nur, wenn man sie benutzt, wenn man die Treppen hinunter steigt, und das meistens nur, weil man sich fortbewegen möchte, nicht um sich dort umzusehen. Es war ein befremdliches Gefühl, sich in einer U-Bahnstation aufzuhalten, wie ich es einige Male getan habe. Ich musste mich zwingen, nicht im Strom der anderen Menschen mitzueilen, mich absichtlich lösen, um stehen zu bleiben, mich umzuschauen, zu beobachten. Man tut hier nichts – außer Gehen und gegebenenfalls Warten. Das Tempo innerhalb der U-Bahn ist kein Phänomen, das ausschließlich an diesem Schauplatz zum tragen kommt. Auch auf dem Weg zum Bus, zur Straßenbahn, zum Auto, oder auch zu Fuß zeichnen sich vor allem morgens und nachmittags ähnliche

²⁶ Ebenda, S.14.

Verhaltensmuster ab, wenn Menschen zur Arbeit eilen oder nach Hause gehen. Das Tempo im Schauplatz U-Bahn unterscheidet sich jedoch insofern, dass Hektik und schnelle Gehgeschwindigkeit charakteristisch sind für das Verhalten in den Stationen. Man ist immer darauf bedacht, nicht um Sekunden eine Bahn zu verpassen, um dann notgedrungen sich am Gleis aufhalten zu müssen. „Der Aufenthalt auf U-Bahnhöfen wird [...] als überflüssige Zeitverschwendung und lästige Wartezeit empfunden“²⁷. Das, was unter den Begriff des Transitraums fällt, wird auch so genutzt. Es gilt den kürzesten, schnellsten Weg zu finden, um Zeit einzusparen, die an anderen Stellen wieder gebraucht werden könnte. Der Schauplatz U-Bahn aus der Sicht einer sich alltäglich durch diesen bewegenden Person, ist eng verknüpft mit bestimmten und routinierten Handlungsformen, die durch die konkrete Beschreibung offen gelegt wurde.

Die U-Bahn als Transitraum zeichnet sich also besonders durch die Art und Weise des Fortbewegens aus. Das Gehen ist meist zielgerichtet, zügig und wegoptimierend, wie das Beispiel von Nina zeigt, die grundsätzlich ihre Ausgangsposition am Ziel orientiert wählt, da sie sowohl den Anfang als das Ende ihres U-Bahnweges mittlerweile genau kennt. Ebenfalls das Verhalten während der Fahrt wird auf die Dauer der Fahrt angelehnt. Ist es nur eine Station, lohnt es sich kaum einen Platz zu suchen, dauert die Fahrt länger, setzt sie sich hin und liest.

Meine Darstellung geht allerdings von einer bestimmten Perspektive aus: von einer Person, die tagtäglich mit der U-Bahn zur Arbeit fährt oder zumindest sich regelmäßig mit der U-Bahn durch die Stadt bewegt. Routinierte Handlungsabläufe haben sich auf Erfahrungswerten aufbauend etabliert. Ortsfremde, wie beispielsweise Touristen, müssen sich zunächst orientieren, was sie dazu zwingt, am Bahnsteig stehen zu bleiben, um den Fahrplan zu studieren oder sich am Schalter nach der preiswertesten Fahrkarte zu erkundigen. Auch Ortsfremde nutzen die U-Bahn, um sich von einem Punkt der Stadt zu einem anderen befördern zu lassen.

Aber es gibt noch jene, die sich länger – stundenlang oder einen ganzen Tag – in der Station aufhalten wie beispielsweise U-Bahnaufseher/innen, Mitarbeiter/innen der Wiener Linien, Zugführer/innen, Mitarbeiter/innen der Geschäfte in den großen U-Bahnstationen, Obdachlose, Zeitungsverkäufer/innen, Punks. Die U-Bahn kann also, je nach fokussierter Gruppe, neben Transitraum auch Arbeits- und/oder Aufenthaltsraum sein. Die Wechselwirkung zwischen diesen Gruppen verhält sich unterschiedlich. Die Gruppen der Arbeitenden und sich dort Aufhaltenden sind sich sehr wohl bewusst, sich in einem

²⁷ Ebenda: S. 108.

hauptsächlich zur Fortbewegung genutzten Raum zu befinden, hingegen versuchen die Fahrgäste die dort Verweilenden auszublenden. Wie sehr diese Gruppen auf einem Raum zusammen gedrängt, aber jeweils völlig getrennt agieren, wird an der Wiener U-Bahnstation Karlsplatz deutlich. In der Opernpassage halten sich tagsüber Alkoholisierte, Drogenabhängige, Obdachlose auf, die nicht am Rand der Passage sitzen, sondern in dieser hin und her laufen und laut sind. Die von der U-Bahn kommenden müssen sich hindurchschlängeln, was meistens wortlos, berührungslos und sogar ohne Blickkontakte geschieht. Meine Assoziation zu der Situation ist das Bild von zwei verschiedenen Flüssigkeiten, die in ein Glas gegossen werden, sich jedoch nicht vermischen. Auch wenn der Ausgangspunkt für die Wahrnehmung des Raumes U-Bahn von der Gruppe ausgeht, die die U-Bahn als Transitraum wahrnehmen, bleiben die anderen Gruppen allein durch ihre Anwesenheit Elemente des Raumes und sind demnach nicht außen vorgelassen.²⁸

Die Bezeichnung öffentliches Verkehrsmittel macht es notwendig, einige Begrifflichkeiten zu klären. Im Folgenden soll eine Betrachtung der Begriffe öffentlich und privat im Zusammenhang mit stadtsoziologischen Ansätzen erfolgen. Die zunehmende Verwischung zwischen privaten und öffentlichen Räumen in Städten, hier in Wien, lässt die Frage aufkommen, wie öffentlich die öffentlichen Verkehrsmittel in Wien sind – oder wie privat. Hans Paul Bahrtdt gilt mit seinem Werk „Die moderne Großstadt“, Erstveröffentlichung im Jahr 1961, als einer der wichtigsten Autoren in Bezug auf die Definition von privat und öffentlich im Kontext der Stadtforschung. Auch wenn bereits fast ein halbes Jahrhundert seit der Erstveröffentlichung vergangen ist, wird das Buch in fast allen Arbeiten, die sich mit der Stadt und dem Begriffspaar öffentlich und privat beschäftigen, zitiert. Bahrtdt's damaligen Ideen und Überlegungen müssten aus heutiger Sicht und dem aktuellem Stand der Forschung zwar grundlegend überarbeitet werden, seine wesentlichste These jedoch, welche die Polarisierung und Wechselwirkung von Privatheit und Öffentlichkeit als wichtigste Eigenschaft einer soziologischen Stadtdefinition beschreibt, ist auch in den gegenwärtigen Diskussionen der Stadtforschung wirksam – zumindest als Ausgangspunkt für eine Weiterentwicklung. Charakteristisch für die bürgerliche Großstadt sind jene Begegnungen der Individuen, in denen sie sich als Individualisten gegenüber treten, was nur möglich ist, wenn das Geflecht sozialer Bindungen Lücken hat.²⁹ Einzelpersonen, die miteinander Kontakt aufnehmen, gehen keine festen Bindungen ein. Es sind meist nur flüchtige Begegnungen, denen aber aufgrund ihrer Häufigkeit bestimmte stilisierte Verhaltensnormen zu Grunde liegen müssen. Themen der Unterhaltungen müssen streng festgelegt sein. Der/die

²⁸ Vgl. hierzu: Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main, 2001.

²⁹ Vgl. hierzu: Bahrtdt, Hans Paul: Die moderne Großstadt. Hamburg, 1961. S. 42.

Großstädter/in entwickelt im öffentlichen Raum ein distanziertes Verhalten anderen gegenüber. „Die positive Kulturleistung der Entwicklung einer Öffentlichkeit besteht zu einem guten Teil darin, Kommunikationsformen zu entwickeln, die die Distanz die gegeben ist und bestehen bleibt zu überbrücken“³⁰. Durch die Blasiertheit und Distanz³¹, die im öffentlichen Raum der bürgerlichen Großstadt im Verhalten des Einzelnen entsteht, steigt auf der anderen Seite das Bedürfnis, „die engste soziale und dingliche Umwelt zu einem in sich geschlossenen System eigener Art bewusst auszubauen und zu kultivieren“³². Öffentlich und privat sind die zwei Pole, zwischen denen sich der Stadtmensch bewegt, sie sind voneinander abhängig, das eine funktioniert nicht ohne das andere. Wird das Gleichgewicht gestört, hat dies ein Verfall der Polarisierung und Wechselwirkung zur Folge. „Für unsere Gegenwart jedoch gilt: Die Zerstörung der Privatsphäre durch totale Öffentlichkeit gefährdet jene Distanz, die gerade konstitutiv für die Öffentlichkeit selbst ist. Es kann dann dazu kommen, dass das Individuum sich selbst aufgibt und distanzlos im Kollektiv aufgeht“³³. Dieser auf totalitäre Staatssysteme bezogene Gedanke von Bahrtdt spricht einen im Hinblick auf die zunehmende Einsichtbarkeit des Staates auf die Privatsphäre des Einzelnen wichtigen Aspekt an. Privatheit wird zu einem Raum, an dem es gelingt, sich vor den Augen der Kameras zu verbergen, er wird nicht mehr nur durch einen selbst abgesteckt, sondern kann abhängig von der Anbringung der Überwachungskameras sein.³⁴

Des Weiteren stellt die zunehmende Privatisierung ehemals öffentlicher Räume ein Problem für die noch bestehenden öffentlichen Räume dar. Durch Verhaltensregeln, Verbote und Sanktionen kann das jeweilige Unternehmen beziehungsweise die jeweilige Institution bestimmten Bevölkerungsgruppen den Zugang zu Marktplätzen, Bahnhöfen oder ähnlichem untersagen. An diesen privatisierten öffentlichen Plätzen soll für die geduldeten und ausdrücklich erwünschten Bevölkerungsgruppen eine Sicherheit gewährleistet sein. An öffentlichen Plätzen im Sinne einer Nicht-Privatisierung entstehen dadurch unkontrollierbare, gefährliche Räume.³⁵

Dennoch lässt sich die U-Bahn nicht eindeutig in eine bestimmte Kategorie einordnen. Je nach Perspektive könnte man sowohl von einem öffentlichen, halb-öffentlichen oder privaten

³⁰ Ebenda, S. 43.

³¹ Georg Simmel beschreibt bestimmte Charaktereigenschaften, unter anderen Blasiertheit und Distanz, die Großstädter auszeichnen. Vgl. hierzu: Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Rammstedt, Otthein: Georg Simmel Gesamtausgabe. Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901 – 1908. Band I. Frankfurt am Main, 1995. S. 116 – 131. S. 117 ff.

³² Bahrtdt, Hans Paul: Die moderne Großstadt. Reinbek bei Hamburg, 1961. S. 53.

³³ Ebenda, S. 57.

³⁴ Vgl hierzu: Schroer, Markus: Sehen, Beobachten, Überwachen. Beitrag zu einer Soziologie der Aufmerksamkeit. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. Frankfurt am Main, 2005. S. 325 – 341. S. 336.

³⁵ Vgl. hierzu: Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Frankfurt am Main, 2006. S. 233.

Raum sprechen. Anstatt dem Raum eindeutig einer Kategorie zuzuordnen, möchte ich seine Eigenschaften im Hinblick auf die Zugänglichkeit, Nutzung und Nutzbarkeit offen legen.³⁶

Die Bezeichnung öffentliche Verkehrsmittel impliziert bereits eine Nutzbarkeit, sie dienen der Beförderung all jener, die sich in der entsprechenden Stadt fortbewegen möchten und dafür bereit sind zu zahlen. Durch Ermäßigungen wird es bestimmten Bevölkerungsgruppen erleichtert sich das Fahren mit der U-Bahn zu leisten. Nicht zahlende Gäste werden durch zunehmende Fahrscheinkontrollen und Sanktionen ausgegrenzt. An und für sich ist die U-Bahn für jeden zahlenden Gast zugänglich, sofern er sich konform den Regeln des jeweiligen Personenbeförderungsunternehmens verhält. Die Stationen sind in zwei zu unterscheidende Bereiche aufgeteilt: bis zu einem bestimmten Punkt, der sich meistens kurz vor dem letzten Abgang zu den Gleisen befindet, ist es auch erlaubt, sich ohne Fahrschein aufzuhalten. Durch das Aufhalten in diesem speziellen Raum ist die Nutzung der U-Bahn nicht impliziert. An den Gleisen wiederum dürfen nur diejenigen sein, die ein Ticket besitzen. Diese Bereiche werden mit den Fahrzeiten der Verkehrsmittel geöffnet und schließen, wenn keine Züge mehr fahren. Die Grenzziehung zwischen privat und öffentlich wird nicht mehr eindeutig nachvollziehbar. Privates kann öffentlich, Öffentliches privat sein, vorübergehend, auf Dauer, teilweise sogar gleichzeitig. Es geht also nicht um das von Bahrtdt formulierte Bedenken, dass das Öffentliche das Private verschlucken könnte oder umgekehrt.³⁷ Die von Bahrtdt beschriebene Dualität und Wechselwirkung von Öffentlichkeit und Privatheit verliert jedoch ihre Grundfassung, die Grenzen zwischen öffentlich und privat sind nicht mehr klar erkennbar, geschweige denn definierbar. Die Großstadt des 21. Jahrhunderts ist nicht mehr mit der von Bahrtdt betrachteten bürgerlichen Großstadt zu vergleichen. Das Verwischen dieser Grenze hat keinen Verfall der Stadt zur Folge, sondern fordert eine Neudefinition stadtsoziologischer Deutungsmuster; und eine konkrete Betrachtung all jener Räume, die sich nicht eindeutig eine Kategorie, ob öffentlich oder privat, zuordnen lassen.

Im halb-öffentlichen³⁸ U-Bahnraum treten unterschiedliche Bevölkerungsgruppen nebeneinander auf. Ausgeschlossen wird niemand, doch werden zunehmend Maßnahmen eingeführt, die die Aufmerksamkeit der Fahrgäste auf unerwünschte Handlungen und/oder Personen richten soll.

³⁶ Vgl. hierzu: Klauser, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 137 ff.

³⁷ Vgl. hierzu: Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Frankfurt am Main, 2006. S. 234.

³⁸ Johanna Rolshoven beschreibt die Trambahn als einen Raum, der sich zwischen öffentlich und privat ansiedelt. Die Bezeichnung halb-öffentlich soll diesen Zwischenstatus auch im Kontext U-Bahn unterstreichen. Vgl. hierzu: Rolshoven, Johanna: Die Strassenbahn als technischer und sozialer Raum. In: Hengartner, Thomas; Rolshoven, Johanna (Hg.): Technik Kultur. Zürich, 1998. S. 217 – 243.

Seit einigen Monaten gibt es Durchsagen in den Stationen der Wiener U-Bahn, die den Fahrgast darauf hinweisen, „das organisierte Betteln nicht zu unterstützen“. Auch vom Füttern der Tauben wird abgeraten, das Gepäck soll nicht unbeaufsichtigt stehen gelassen werden. Die monotone, freundlich aber direkte Stimme eines Mannes, die vom Band abgespielt wird, veranlasst mich, einen Blick in die Umgebung zu werfen, ob in diesem Moment ein Obdachloser um Geld bittet, ein Koffer unbeaufsichtigt steht oder jemand mit einer Zigarette am Gleis steht, Handlungen, die durch eine Kamera beobachtet wurden und in Folge dessen die Ansage erfolgte, oder das Band nur zufällig abgespielt wurde. Ob absichtlich erfolgt oder nicht – die oder der U-Bahnfahrer/in, sofern er oder sie zuhört, wird gewarnt, gewarnt vor Diebstählen, vor Bettlern, vor Auffälligkeiten. Durch diese ständig wiederkehrenden Warnungen, die über die Lautsprecher auf die Passagiere hinunterrieseln, wird der Raum als gefährlich klassifiziert – und auch vermittelt.

Diese Gefahren sollen nun zunehmend aus dem halb-öffentlichen Raum verbannt werden. Mit Hilfe von Kameras soll die Kriminalitätsrate gesenkt werden, Vandalismus verhindert werden – es geht also vorrangig um eine präventive Maßnahme, trotz der Tatsache, dass Überfälle, Aggressionen, Diebstähle meistens Affekthandlungen basierend auf emotionalen Überreaktionen sind. Der Täter fragt sich nicht ob er überwacht wird, nimmt die Kameras nicht wahr – er handelt.

Der zweite Grund für Überwachungsmaßnahmen sei die Gefahr von terroristischen Anschlägen. Die öffentlichen Verkehrsmittel seien durch ihre hohe Durchgangsdichte ein verwundbares und leicht angreifbares Ziel. Diese Argumentationen stehen im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussionen. Die vereitelten Anschläge auf einen Regionalzug in Deutschland im Juni 2006 wurden im Nachhinein geprägt von den Bildern der Überwachungskamera, die den Hauptverdächtigen zeigen – im Nachhinein. Ob und wie viel diese Aufnahmen zur Ergreifung des Täters beitragen kann an dieser Stelle nicht nachvollzogen werden, der Zusammenhang zwischen der Vereitelung und den Kamerabildern ist aber leicht zu zerschlagen: Verhindern können Videobänder Anschläge nicht, höchstens zur Aufklärung im Nachhinein dienen.

Besonders von Frauen wird die Situation U-Bahn als Gefahrenzone, als Angstraum empfunden. Renate Ruhne beschreibt diese Angsträume, öffentliche Räume, als Konstrukte, die sich jenseits der realen Sachlage bilden.³⁹ Unsicherheiten im öffentlichen Raum sind besonders für Frauen schwer zu erklären, da zum einen Männer in öffentlichen Räumen viel gefährdeter vor Zugriffen sind und zum anderen Gewalt gegen Frauen sich mehr als ein

³⁹ Vgl. hierzu: Ruhne, Renate: Raum Macht Geschlecht. Opladen, 2003. S. 23 ff.

Problem innerhalb privater⁴⁰ Räume, weniger jedoch öffentlicher Räume darstellt. Dennoch entwickeln Frauen Angstgefühle, wenn sie nachts mit der U-Bahn fahren oder durch einsame Gegenden innerhalb der Stadt gehen. Unabhängig von der Tatsache, wie groß die Gefahr für Frauen tatsächlich ist, ist das Gefühl der Unsicherheit und der Angst so stark, dass bestimmte öffentliche Räume insbesondere nachts beziehungsweise während der Dunkelheit gemieden werden, das heißt, die Bewegungsfreiheit innerhalb des städtischen Raums kann im Vergleich zu der Bewegungsfreiheit von Männern als eingeschränkt bezeichnet werden. Zu solchen Angsträumen wird auch die U-Bahn gezählt.⁴¹ Das Problem, das sich resultierend aus diesem Paradox ergibt, ist die Verselbstständigung des Begriffes Angstraum; erhöhte Unsicherheiten für Frauen in öffentlichen Räumen werden als Tatsache angenommen und auch in kritischen Diskursen aufgegriffen und formuliert.⁴² Die Konstruktion von (Un)Sicherheiten am Schauplatz U-Bahn, auch jenseits des geschlechtsspezifischen Kontextes, spiegeln sich besonders stark in populären Medien, Tagespresse, Filmen wider:

„Die steigende Kriminalität vermindert das subjektive Sicherheitsgefühl und den Komfort der Fahrgäste. Seit etwa 2000 wird zusätzlich zur Bahnsteig-Überwachung eine Videüberwachung der Waggon-Innenräume getestet. Da damit theoretisch die Bewegungen einer Person über längere Strecken lückenlos erfasst werden können, stößt dies nicht überall auf Wohlwollen. Zur Eindämmung von Alltagsproblemen wie Taschendiebstählen und der teilweise im U-Bahn-Bereich etablierten Drogen- und Bettelszene (besonders bekannt ist hierfür die Station Karlsplatz) wird seit einiger Zeit auch eine spezielle U-Bahn-Aufsicht eingesetzt.“⁴³

Dieser Absatz des Wikipedia-Eintrages „U-Bahn Wien“⁴⁴ führt zwei Aspekte im Zusammenhang mit der Wiener U-Bahn zusammen: Kriminalität, Drogen und Diebstahl auf der einen, Videüberwachung auf der anderen Seite. Die Kameras bekommen ihre Legitimation dadurch, dass sie die Passanten auf ihrem Weg unterirdisch schützen sollen. Kameras sind, jedenfalls hauptsächlich, dazu da, um Räume zu überwachen.⁴⁵ Personen, die sich innerhalb eines überwachten Raumes aufhalten, werden durch die jeweiligen Kameras erfasst, jedoch nur solange sie sich im Blickfeld der Kamera aufhalten. Die durch ihr Erscheinungsbild offensichtliche Kamera am Bahnsteig und am Aus-/Eingang erfasst einen

⁴⁰ Privat meint an dieser Stelle, dass der Großteil der gewalttätigen Angriffe gegenüber Frauen im Bekanntenkreis (Familie, Bekannte) verübt wird.

⁴¹ Vgl. hierzu: Schreyögg, Friedel: Tatorte. Orte der Gewalt im öffentlichen Raum. In: Bauwelt, Heft 6, 1989. S. 196 – 209. Zitiert in: Ruhne, Renate: Raum Macht Geschlecht. Opladen, 2003. S. 28.

⁴² Vgl. hierzu: Ruhne, Renate: Raum Macht Geschlecht. Opladen, 2003. S. 30.

⁴³ http://de.wikipedia.org/wiki/U-Bahn_Wien

⁴⁴ Wikipedia ist mittlerweile ein breit genutztes Medium, um sich schnell und kurz zu informieren. Einträge können von jedermann erstellt werden und erheben weder den Anspruch auf Vollständigkeit noch auf 100%igen Wahrheitsgehalt. Dieser Eintrag dient nur der Veranschaulichung, was mit der Wiener U-Bahn in Zusammenhang gebracht wird, und ist NICHT als wissenschaftliche Quelle zu verstehen, sondern als zu untersuchendes Medium.

⁴⁵ Vgl. Schroer, Markus: Sehen, Beobachten, Überwachen. Beitrag zu einer Soziologie der Aufmerksamkeit. In: Hempel, Leon u. a. (Hrsg.): Bild – Raum – Kontrolle. Frankfurt am Main, 2005. S. 325 – 341. S. 335.

bestimmten abgegrenzten räumlichen Bereich. Durch die Anwesenheit der Kamera wird der Raum klassifiziert, die Überwachungskamera dient als Indiz dafür, dass es sich um einen gefährlichen Raum handelt.⁴⁶

Der Zusammenhang Gefahr und Videoüberwachung ist bezüglich der Situation U-Bahn ein offensichtlicher. In ihrem subjektiven Erfahrungswert konstituieren diese beiden Elemente einen Raum, der mit beiden in ihrer Wechselwirkung funktioniert. Sie unterstützen sich gegenseitig, gefährliche Wirkung als Rechtfertigung für Kameras, die Kameras wiederum als Indiz für einen als gefährlich klassifizierten Raum. Die Grundbedingung ist jedoch, dass die Kamera als präventives Medium wirksam werden soll: Kriminalität und Vandalismus sollen im Vorfeld verhindert werden, um einen sicheren Transitraum zu schaffen. Dadurch entwickelt sich das Bewusstsein, dass dort, wo eine Kamera hängt, Gefahren sind. Kamerabesetzte Orte sind gefährliche, Orte die zum Schutz der Allgemeinheit unter Aufgabe der Privatsphäre überwacht werden. Der Raum wird nicht ungefährlich gemacht, er bleibt gefährlich, denn wäre er sicher, bräuchte er keine Kamera.

Die Wiener Linien haben ihr Überwachungssystem in den Zügen, und zwar auf Probe, im Herbst 2005 in Betrieb genommen. Die Installation der Kameras wurde in den populären Medien, sei es Zeitung oder TV, viel diskutiert, nicht nur positiv. „Ab 6. August werden 4 Züge der Wiener Linien (1 neuer U-Bahnzug, ein alter U-Bahnzug „Silberpfeil“ und zwei Straßenbahnwägen) mit Videoüberwachung ausgestattet“⁴⁷ heißt es in einem Artikel der ARGE DATEN Privacy Service am 05.08.2005. Der eindeutig kritische Artikel zum Thema Videoüberwachung zitiert außerdem einige Studien, die im Ergebnis gezeigt haben, dass die Kriminalitätssenkung durch flächendeckende Überwachung verhältnismäßig zu gering ausgefallen ist. Der Hauptkritikpunkt an dem neuen Überwachungssystem der Wiener Linien ist die Aufzeichnung der Daten. „Installiert wird ein lokales, in den Zügen befindliches Überwachungs- und Aufzeichnungssystem, bei dem die Daten rund um die Uhr aufgezeichnet und jedenfalls 48 Stunden aufbewahrt werden. Sie werden jedoch weder live beobachtet, noch nachträglich systematisch ausgewertet. Erst bei Anzeigen werden die Daten des betreffenden Zeitraums angesehen“⁴⁸. Der Testbetrieb lief vorerst bis Ende Juli 2006.

Zeitsprung: in einem Artikel des Standards hieß es am 24. April 2007: „Die Wiener Linien haben mit der Aufzeichnung ihrer Videoüberwachungsdaten begonnen. Bisher wurden von den rund 1.100 Kameras in den Stationen lediglich Live-Bilder gesendet, die aber nicht

⁴⁶ Vgl. hierzu: Ebenda

⁴⁷ Vgl. hierzu: webmaster (Autorinnenkürzel): Wiener Linien starten Videoüberwachung (05.08.2005), http://www2.argedaten.at/php/cms_monitor.php?q=PUB-TEXT-ARGEDATEN&s=91411wip

⁴⁸ Ebenda

archiviert wurden. Kurz nach Ostern habe man nun mit der 48-Stunden-Speicherung der Daten begonnen, berichtet die „Wiener Zeitung“ in ihrer Mittwochsausgabe⁴⁹. Auch hier ist von einem „Probetrieb“ bis Ende Juni 2009 die Rede. Probetriebe folgt demnach Probetrieb. Der Begriff Probetrieb vermittelt den Eindruck, dass es sich um eine endliche Situation handelt: Es ist noch nicht entschieden, ob sich eine dauerhafte Überwachung durchsetzen wird, die Ergebnisse des Probezeitraums werden nach Ablauf ausgewertet und in einem neuen Verfahren wird entschieden, wie mit der Situation zukünftig umgegangen wird. Die Diskussion um zusätzliche und ausgeweitete Überwachungsmaßnahmen in Transiträumen findet fortlaufend statt. Neben der Auseinandersetzung mit der Kameradichte werden auch neue Technologien besprochen, so als Beispiel die Speicherung der Daten über die üblichen 48 Stunden hinaus und jüngst die Diskussion um die Speicherung der biometrischen Gesichtsdaten. Das seit Ende letzten Jahres laufende EU-Projekt „3D-Face“ hat nach einem ersten Testlauf in den vergangenen Monaten in Mainz jedoch eine zu geringe Trefferquote erzielt – das System sollte eine bestimmte Anzahl an Menschen aus der Masse filtern. Ungeachtet dieser Ergebnisse und einer Vielzahl an Studien bezüglich der präventiven Leistung von Videoüberwachung, die kaum die kaum zu verzeichnen ist, steht im Zentrum jeder Berichterstattung der Zusammenhang Transitraum, Kriminalität und Terrorismus. Medien als Plattform öffentlicher Diskussionen werden ebenso als Informationsträger gelesen (Beispiel Wikipedia). Argumentationslinien variieren je nach Autor/in. Es lässt sich feststellen, dass die Linie der Kritiker/innen in den Mittelpunkt ihrer Artikel Datenschutz und Privatsphäre stellt und sich an Studien orientiert, die zum Ergebnis geführt haben, dass kein prägnanter Rückgang der Kriminalität und des Vandalismus zu verzeichnen war. Befürworter/innen der Ausweitung von Videoüberwachung argumentieren entgegengesetzt: Schutz und Sicherheit sind die beiden im Zentrum stehenden Schlagworte. Darüber hinaus werden Studien zitiert, die scheinbar das genaue Gegenteil bewiesen. Die Internetrecherche in Archiven und Sichtung der Tageszeitungen bezüglich Videoüberwachung zwischen Januar und Juni 2007 verdeutlicht zumindest, dass Stationen von U-Bahnen und Fernzügen im Zusammenhang mit Videoüberwachung am intensivsten diskutiert werden – sowohl kritisch als auch ablehnend als auch befürwortend.

Im Zusammenspiel der in diesem Kapitel aufgeführten Aspekte ergibt sich nun folgendes Bild: Die Situation U-Bahn stellt für Großteile der Bevölkerung in Wien einen Transitraum dar, der in seiner Wirkung teilweise als Angstraum begriffen und durch die unfreiwillige

⁴⁹ Vgl. hierzu: APA: Wiener Linien speichern Video-Daten (24.04.2007), <http://derstandard.at/druck/id=2855994>

Konfrontation mit bestimmten Bevölkerungsgruppen mit Gefahren assoziiert wird.⁵⁰ Er wird sowohl durch die immer wiederkehrenden Durchsagen als auch durch Warnhinweise als gefährlich klassifiziert. Die Überwachungskameras unterstützen die Klassifikation „gefährlicher Raum“ zusätzlich. Markus Schroer beschreibt, dass die Unterteilung der Räume in zweierlei Hinsicht geschieht: „durch die Installation von Videoüberwachung an bestimmten Plätzen entsteht oft überhaupt erst das Bewusstsein dafür, dass man es mit einem gefährlichen Raum zu tun hat; zugleich wächst das Misstrauen gegenüber den noch nicht überwachten Räumen“⁵¹.

Durch das alltägliche und zielgerichtete Gehen wird die Situation U-Bahn zur routinierten Handlungsabfolge. Verhaltensnormen bestimmen die Bewegungen und die Distanz zu Anderen, das eigene Verhalten wird nicht mehr hinterfragt. Es erfolgt ein Fokussieren auf das Erreichen des Zuges, der Blick ist zielgerichtet, anderen nicht in die Quere zu kommen beziehungsweise sich durch eine Ansammlung an Menschen durchzuschlängeln.

Begreift man den Raum als (An)Ordnung von Gütern und Personen, wie Martina Löw, liegen dieser (An)Ordnung zwei Prozesse zu Grunde: zum einen „das Plazieren von sozialen Gütern und Menschen beziehungsweise das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen“⁵², das von Löw als Spacing bezeichnet wird; zum anderen die dazugehörige Syntheseleistung, in der durch subjektives Empfinden, Güter und Personen zu Räumen zusammengefasst werden.⁵³ Räume als Prozess zu verstehen baut darauf, dass Räume im Handeln und durch das Verknüpfen der verschiedenen Elemente konstituiert werden. Löw spricht von einer Dualität des Raums. Dies beinhaltet, „dass sie [Räume] im Handeln geschaffen werden und als räumliche Strukturen, eingelagert in Institutionen, Handeln beeinflussen können“⁵⁴. Ausgehend von der Giddens`schen Raumtheorie, die eine Dualität von Struktur und Handeln besagt, wird dieser Gedanke auf eine Dualität des Raums ausgeweitet. Räume werden demnach von Handeln beeinflusst, wiederum gestaltet der Raum das Handeln. Begreifen wir die Situation U-Bahn als einen Raum, der sich durch die (An)Ordnungen von Gütern und Personen auszeichnet und sowohl von Handeln beeinflusst wird als auch das Handeln der handlungsfähigen Elemente, der Personen, beeinflusst, wird Nina durch ihre Routine, dem alltäglichen Handeln in der U-Bahn, zum Element des Raumes. Das schnelle und zielgerichtete Gehen ist genauso Element

⁵⁰ Vgl. hierzu: Kapitel 4 dieser Arbeit.

⁵¹ Schroer, Markus: Sehen, Beobachten, Überwachen. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. Frankfurt am Main, 2005. S. 325 – 341. S. 335.

⁵² Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main, 2001. S. 158.

⁵³ Vgl. ebenda, S. 159.

⁵⁴ Löw, Martina; Steets, Silke; Stoetzer, Sergej: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen, 2007. S. 63.

des Raumes wie der Zug, die Rolltreppe und der Zeitungsverkäufer. Der Raum U-Bahn zeichnet sich, trotz der tagtäglich unterschiedlichen Fahrgäste, durch routinierte Handlungsabläufe und feststehende Sachgüter aus. Nina wird nicht nur durch ihr tagtägliches Betreten des Raumes, sondern auch durch die Art und Weise, wie sie sich durch den Raum bewegt, zu seinem Element. Durch das Verknüpfen der unterschiedlichen Elemente nimmt sie den Raum als U-Bahn wahr. Die Kamera als ein seit Jahren in den Wiener U-Bahnstationen etabliertes Element, das seine Rechtfertigung durch einerseits Berichterstattungen und Darstellungsweisen, andererseits durch die Verknüpfung der U-Bahn als Angstraum erhält, wird im Zusammenspiel mit routinierten Handlungs- und Verhaltensnormen der Personen als Teil der Gesamtsituation akzeptiert.

An meine Erkundungen in der U-Bahn anschließend führte ich eine telefonische Befragung durch, um zu erfahren, wie mit den Daten der Videoüberwachung umgegangen wird. Auf der Internetseite der Wiener Linien⁵⁵ suchte ich nach einer Telefonnummer, über die ich an eine technische Stelle geleitet werden würde. Die einzige Nummer, die auf der Seite angegeben wird, ist eine allgemeine Service Hotline. Weder Nummer des Firmensitzes noch themengebundene Nummern sind aufzufinden. Ich rief die Hotline Nummer an und gelang nach kurzem Warten in der Warteschleife zu einem Mitarbeiter der Service Hotline. Zuvor hatte ich überlegt, ob ich sagen soll, dass ich eine Diplomarbeit zum Thema Videoüberwachung schreibe, oder mich einfach als interessierten beziehungsweise verwunderten Fahrgast ausbebe. Ich entschied mich, um Schwierigkeiten zu umgehen, für Ersteres und erklärte, an der Hauptuniversität Wien eine Diplomarbeit zum Thema Videoüberwachung zu schreiben und dass mich unter anderem interessieren würde, was mit den Daten nach der Aufzeichnung geschieht.

Warum habe ich das Gefühl, einen Grund haben zu müssen, der das Stellen dieser Fragen legitimiert, wie in diesem Fall das Schreiben einer Diplomarbeit. Wenn ich als Einzelperson von einer Kamera erfasst werde, die dazu da ist, einen Raumabschnitt zu überwachen, obwohl „alle Menschen das Grundrecht haben, sich in der Öffentlichkeit zu bewegen, ohne dass ihr Verhalten durch Kameras aufgezeichnet wird“⁵⁶, und durch diese, sei es nur zur Raumüberwachungszwecken, installierte Kamera mein Verhalten beim Durchschreiten und Fahren der U-Bahn sehr wohl aufzeichnet, dann sollte es mir zu stehen, in Erfahrung zu bringen, wo diese Daten gesammelt oder gespeichert werden beziehungsweise was mit ihnen passiert. Dennoch fühle ich mich wohler, einen guten Grund für mein Anliegen angeben zu

⁵⁵ www.wienerlinien.at

⁵⁶ Die 59. Konferenz der Datenschutzbeauftragten des Bundes und der Länder (2002).

können, der über das bloße Interesse hinausgeht. Meine Annahme ist, dass Betriebe, die mittels Kameras ihre Stationen überwachen, selten mit Fragen diesbezüglich konfrontiert werden und infolgedessen eine abweisende wenn nicht sogar eine ablehnende Reaktion auf meinen Anruf folgen könnte.

Auf die zuvor gestellte Frage, bekomme ich nach einer kurzen Pause die Antwort, dass die Daten nicht länger als 24 Stunden gespeichert werden, dann werden sie wieder überspielt, „wir dürfen die Daten nicht länger behalten“⁵⁷ wird mir erklärt. Der Tonfall des Mannes, mit dem ich spreche ist nicht unfreundlich. Im ersten Moment scheint er doch etwas verwundert über die Frage zu sein. Ich empfand die Pause bis zur Antwort (circa 5 Sekunden) sehr lang. Er antwortet kurz und knapp, ohne mir den Raum für Nachfragen zu geben. Gespeichert werden die Daten in der Zentrale, teilt er mit, wo sich diese befindet, erfahre ich nicht. Als ich ihn frage, ob es möglich sei diese Daten zu bekommen, wenn ich mitteile, wann ich mich in welcher Station aufgehalten habe, kommt es erneut zu einer Pause, sein Tonfall wird schärfer, er antwortet klar und deutlich: „nein, das dürfe man nicht“. Ich wiederhole seine Aussage und frage nach „darf man nicht?“, in der Hoffnung, eine Erklärung zu bekommen. Er antwortet, dieses Mal ohne Pause: „Nein, weil Datenschutz, tut mir leid, können sie nicht, auf Wiederhören!“⁵⁸ und legt direkt im Anschluss den Hörer auf, ohne eine Reaktion von mir abzuwarten. Im ersten Moment überlege ich noch ein Mal anzurufen. Da ich aber über die Service Hotline bei ihm gelandet bin und nicht zu einer speziellen Stelle weitergeleitet wurde, und ich davon ausgehe, dass die Hotline mit mehreren Mitarbeiter/innen besetzt ist, belasse ich es bei diesem kurzen Gespräch.

Dass es mir kaum möglich sein würde diese Daten zu erhalten, war mir bereits im Vorfeld klar. Dennoch bin ich über die Schärfe der Antwort überrascht. Dieses kurze Gespräch bringt bei genauerer Betrachtung folgende Aspekte zum Vorschein. Mein zufälliger Gesprächspartner war zwar irritiert durch mein Anliegen, das heißt, er scheint nicht regelmäßig mit Anrufen zum Thema Videoüberwachung und Datenverarbeitung konfrontiert zu sein, ist aber dennoch in der Lage, die Frage zu beantworten: er weiß wie lange die Daten gespeichert werden, er weiß aber auch, dass dies nur über einen begrenzten Zeitraum erfolgen darf. Er leitet mich nicht an eine höhere Instanz des Unternehmens weiter⁵⁹ sondern versucht, meine Fragen zu beantworten, auch in dem Moment, in dem er scheinbar keine konkrete

⁵⁷ Gesprächsprotokoll 01

⁵⁸ Gesprächsprotokoll 01

⁵⁹ Größere Unternehmen scheinen ihre Chefetagen zunehmend abzuschotten. Alle Anrufe und Anliegen werden über eine Nummer entgegen genommen, zwischen Konsument der Wiener Linien in dem Fall und Verantwortlichen werden mehrere Zwischeninstanzen geschaltet, über die man in den wenigsten Fällen hinaus kommt.

Antwort geben kann. Er formuliert keinen zusammenhängenden Satz auf die Bitte, die Daten sichten zu können, sondern bringt das Schlagwort Datenschutz ein und, um weitere Fragen zu umgehen, beendet er bestimmend das Gespräch. Eine allgemeine Information zur Videoüberwachung wird gegeben, Mitarbeiter/innen der Servicestelle sind demnach mit diesen Informationen unterwiesen worden. Mit meiner Frage nach den Daten habe allerdings ich eine Grenze überschritten und bin ohne eine konkrete Begründung abgewiesen worden.

3. Unsichtbare Blicke: Situation Museumsquartier

Von der unterirdischen Ansicht Wiens kommend erhält man mit Betreten des Museumsquartiers einen ganz anderen Blickwinkel auf die Stadt. Nicht das traditionsreiche, von Habsburgern und Sissi-Mythos begleitete Wien mit seinen Prunkbauten entlang der Ringstraße, die sich quer durch die innere Stadt ziehen nimmt man wahr. Kommt man von der U-Bahnstation, wirkt es beinahe so, als kehre man diesem Wien, wie es in Stadtführen und Berichten vermarktet wird, den Rücken. Physisch gesehen ist tatsächlich so: steht man vor dem Haupteingang, mit dem Gesicht zum Museumsquartier, befindet sich direkt hinter einem, abgetrennt durch die stark befahrenen Museumsstraße, der Maria-Theresien-Platz, durch eine weitere stark befahrene Straße abgetrennt, dem Ring, aber über den Maria-Theresien-Platz hinweg sichtbar, die Hofburg, genauer: der Heldenplatz. Stadtauswärts, hinter dem Museumsquartier beginnen die Teile der Stadt, die von Touristen sporadisch besucht werden. Zwar gehört der siebte Bezirk, eben jener, hinter dem Museumsquartier beginnend, zu den Bezirken, die außerhalb des ersten Bezirkes noch am meisten besucht werden. Doch bildet das Museumsquartier oftmals, und nicht zuletzt durch die bekannten Museen, die sich dort befinden, den äußeren Rand für die typische Wientour.

Von der U-Bahnstation ausgehend überquert man in wenigen Minuten die Hälfte des Platzes bis zum Haupteingang, wo sich einige Bäume, eine angepflanzte Grünfläche, und, sofern es Frühling oder Sommer ist, Enzis⁶⁰ befinden. Durch die stark befahrene Straße ist es sehr laut. Die Hausfassade des Museumsquartiers mit verschiedenen kleinen Durchgängen trennt den Museumsplatz von den Innenhöfen des MQs⁶¹. In der Mitte der Fassade liegt der Haupteingang, in welchem sich rechts der MQ-Shop und der Eingang zu einer Buchhandlung und außerdem die öffentlichen Toiletten befinden. Über der Tür zum abgeschlossenen WC für Rollstuhlfahrer befindet sich ein großes quadratisches Schild, auf dem weiß auf blau „hier wird videoüberwacht“ steht. Auf der linken Seite des Durchgangs ist hinter einer Glasfassade die Sicherheitszentrale gelegen, dahinter ein Eingang, der zu einem Bankomaten, einem Lokal und zu Teilen des quartiers 21 führt. Außerdem befindet sich dort der Aufgang zu der Betriebsführung des Museumsquartiers. Sowohl im Vorraum des Shops, des Buchladens und der Toiletten als auch des Bankomaten befinden sich Kameras.

Ein weiteres großes Schild hängt im Durchgang zum Haupthof und zeigt durch verschiedene Piktogramme, was erlaubt ist, was nicht erwünscht ist und was verboten ist. Unter anderem

⁶⁰ Ein Enzi ist eine speziell für das Museumsquartier entworfene Sitzgelegenheit (Architekten PPAG). Es ist eine circa 2,3 m² große Sitzfläche, an der sich auf zwei gegenüberliegenden Seiten geschwungene Lehnflächen befinden. Sie werden in unterschiedlichen Formationen in den Höfen, und davor aufgestellt. Außerdem bekommen sie jedes Jahr eine andere Farbe.

⁶¹ MQ wird in weiterer Folge teilweise als Abkürzung für das Museumsquartier verwendet.

findet sich auch hier der Hinweis „hier wird videoüberwacht“. Die Fotografie (S. 45) dieses Schildes macht deutlich, um wieviele Hinweise es sich handelt. Um alles zu erfassen, muss man sich eine Minute Zeit nehmen. An diesem Punkt stelle ich ganz klar eine Irritation fest: der Hinweis auf Videoüberwachung macht mich stutzig: Ich hätte hier keine Kamera erwartet. Oder anders formuliert, ich hätte Kameras erwartet, jedoch nur vereinzelt an und in den Museen, eventuell am Bankomaten, aber die Überwachung der verschiedenen Zugänge zu den Höfen überrascht mich. Ausgehend von meiner Irritation stelle ich an die Situation die Frage, warum ich diesen Raum ohne Kameras, zumindest teilweise ohne Kameras, erwartet habe.

Betritt man den Haupthof, fallen die großen Museen ins Blickfeld. Vis-à-vis des Eingangs: die Kunsthalle, sie erstreckt sich in ihrer ganzen Fülle auf der rechten Seite bis zum MUMOK⁶². Eine großzügige Treppe markiert neben der unterschiedlichen architektonischen Beschaffenheit die Trennlinie der beiden Museen. Das MUMOK, ein großer, moderner, monolithischer dunkelgrauer Baukörper, steht weit in den Hof hinein und trennt dadurch den Haupthof vom nächsten Hof.

Auf der anderen Seite der Kunsthalle, ebenfalls durch eine großzügige Treppe abgetrennt, wenn auch durch einen Gang darüber miteinander verbunden, liegt das Leopold Museum. Auch dieser Bau erstreckt sich weit in den Hof hinein, wenngleich er allein durch die beige Farbgebung nicht ganz so sehr mit der Kunsthalle bricht wie das MUMOK.

Umrandet wird der Haupthof von zusammenhängenden gleichförmigen Bauten, die in ihrer Gesamtheit ein Areal von 60.000m² umschließen. Die drei großen Museen bilden den Kern des Platzes, umgeben von kleineren Ateliers, Shops, Quartieren, Gastronomie und temporären Installationen. Die Spannweite der angesprochenen Zielgruppen reicht von Kindern (Dschungel Wien) bis hin zum Fachpublikum (Architekturzentrum Wien). Die beiden genannten Orte innerhalb des Museumsquartiers bilden zugleich auch geographisch die größtmögliche Distanz: Das Architekturzentrum befindet sich auf der Seite des Volkstheaters, der Dschungel Wien hingegen an der Mariahilferstrasse. Die inhaltliche und geographische Spannweiten des Museumsquartiers, ein in sich geschlossener Raum, verdeutlicht jenen Aspekt, den ich bereits angedeutet habe: Das Museumsquartier soll eine möglichst heterogene Besucherzahl anziehen. Dabei steht der Besuch der bereits genannten Museen nicht zwangsläufig im Mittelpunkt. Im Gegenteil: während ich mich mit Nina dort aufhielt, sogar innerhalb eines der Museumsgebäude, verliert das Museum in seiner eigentlich zu erfüllenden Aufgabe gegenüber den anderen Möglichkeiten, die gegeben sind, an Bedeutung. Man geht ins Museumscafé, um sich zu treffen, um dort etwas zu trinken oder zu essen, sich zu

⁶² Museum für Moderne Kunst

unterhalten oder zu tanzen. Das Museumscafé ist kaum Aufenthaltsort für Museumsbesucher/innen. Es ist ein separat begehbarer Vergnügungstempel für eine junge, dynamische Zielgruppe. Darüber hinaus befindet sich der Museumsbau nicht völlig losgelöst in seiner Umgebung. Er ist verbunden mit der Kunsthalle und den dahinter liegenden Gebäudekomplexen des Museumsquartiers.

Das Museumsquartier wurde im Jahr 2001 fertig gestellt. Das Konglomerat aus Bauten der kaiserlichen Hofstallungen des 18. Jahrhunderts und moderner Architektur des 20. Jahrhunderts umfasst eine Spannweite von knapp 300 Jahren. Zwischen den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts und dem Umbaubeginn 1998 wurde das Areal als Messepalast genutzt.

Der Haupthof, auf den ich besonders achte, ist meist stark besucht. Besonders abends bei schönem Wetter findet man kaum einen Sitzplatz. Durch die Höhe der abschließenden Gebäude kann man nicht sehen, was sich außerhalb des Quartiers befindet. Der Platz wirkt in sich geschlossen. Die Geräuschkulisse wechselt zwischen Stimmen und Musik, die aus den anliegenden Cafés und Restaurants dringen. Sitzt man in der Nähe des Wasserbeckens, der sich vor dem Aufgang zum Leopold Museum befindet, kann man das Plätschern des Wassers hören. Dieses Geräusch dringt aber nur durch, wenn man sich zu einer Tageszeit aufhält, zu der nicht viel los ist, beispielsweise morgens.

Das Museumsquartier präsentiert sich auf der Homepage als „einzigartiges Kraftfeld österreichischer Identität“⁶³ und stellt den Anspruch, „ein einzigartiger urbaner Raum [zu sein], der die bestehenden kulturellen Zentren der Stadt noch näher zusammenrücken lässt“⁶⁴.

Mit grafischen Darstellungen wird gezeigt, wie hoch der Anteil der ausländischen Besucher/innen ist. Außerdem wird der barrierefreie Zugang als weltweit einzigartig beschrieben.

Zunächst zu einem begrifflichem Problem, was ich über die Selbstdarstellung des Museumsquartiers hinaus auch in wissenschaftlichen Zusammenhängen, konkret in der Stadtforschung, sehe: der Begriff des Urbanen.

Im stadtsoziologischen Kontext beschreibt die Urbanisierung den Prozess, der sich mit der Entwicklung der modernen Großstadt vollzieht. Dabei ist Verstädterung und Urbanisierung nicht gleichzusetzen. Verstädterung beschreibt einen Zustand, der sich hauptsächlich um die vorletzte Jahrhundertwende ansiedelte: im Zuge der Industrialisierung und Motorisierung wuchsen in kurzer Zeit die Einwohnerzahlen der Städte im deutschsprachigen Raum an.

⁶³ www.mqw.at

⁶⁴ www.mqw.at

Urbanisierung ist die daraus resultierende Veränderung der Lebensweise.⁶⁵ Urbanität bezeichnet also nichts weiter als die städtische Lebensweise. Der Begriff beinhaltet jedoch mehr, als eine neutrale Formulierung. Markus Schroer beschreibt: „in welche Arbeiten der Stadtsoziologie und der Urbanitätsforschung man auch schaut, Urbanität wird stets mit gutem Benehmen, Bildung, zivilen Umgangsformen, gesitteten Verhalten, Freiheit, aufgeklärter Geisteshaltung, Weltoffenheit und politischem Engagement gleichgesetzt“⁶⁶. Urbanität wird zum einen also einer städtischen Lebensform zugewiesen, zum anderen sind die Assoziationen, die mit dem Begriff in Zusammenhang gebracht werden, noch stark an die Stadt zu Beginn des 20. Jahrhunderts angelehnt. Schroer kritisiert, dass Verhaltensweisen innerhalb der heutigen Großstädte, nicht durch diesen Begriff transportiert werden. „Wer von urbanem Leben spricht, der denkt an Vielfalt, Mischung und Dichte, an belebte Boulevards und Flaneure, offene Plätze und Straßencafés als Stätten der Begegnung mit dem Fremden; an einen Ort, der pulsiert und in dem lebhaftes Treiben stattfindet.“⁶⁷ Der Begriff transportiert Bilder aus vergangenen Jahrzehnten, umgelegt auf die Stadt heutzutage. Tatsächlich wird das Museumsquartier als ‚urban‘ begriffen. Inwiefern spiegelt sich jedoch an jenem Ort das städtische Leben?

Vor Beginn meiner Arbeit führte ich eine nicht repräsentative Umfrage, hauptsächlich im Bekanntenkreis, durch, um mit dem Gefühl der Irritation, das sich bei mir einstellte, besser arbeiten zu können. Keiner der Befragten gab an, innerhalb des Museumsquartiers mit Überwachungskameras zu rechnen. Auch das bereits angesprochene Schild ging trotz der prominenten Positionierung völlig unter. Zumindest hatte es niemand gelesen, aus dem eindeutig hervorgeht, dass in diesem Bereich überwacht wird.

Die Kameras in den Durchgängen zum Quartier beziehungsweise zu den Höfen des Quartiers sind zweifelsohne als Kameras zu erkennen: ein länglicher Kasten, aus welchem vorne eine Linse zu erkennen ist, an einem Stativ befestigt, das meistens jedoch unbeweglich ist. Das Blickfeld der Kamera ist aufgrund der Sichtbarkeit der Linse zu erraten, zumindest abzustecken. Die Kameras sind unterhalb der Decken, meistens in den Ecken, angebracht. Die Decken sind, im Vergleich zu den U-Bahnstationen, sehr hoch, weit über vier Meter. Auch wenn man mehrere Meter entfernt steht und/oder geht, fallen die Kameras nicht in das Blickfeld. Das Gehen beinhaltete eine bestimmte Kopfhaltung und einen bestimmten, zum Teil stadtspezifischen Blick. Der Blick – zwar abhängig von der Gehgeschwindigkeit und

⁶⁵ Vgl. hierzu: Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt am Main, 2004. S.19 ff.

⁶⁶ Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Frankfurt am Main, 2006. S. 229.

⁶⁷ Ebenda, S. 229 ff.

Intention – ist meistens während des Gehens geradeaus gerichtet, um den Weg vor sich zu erfassen. Werbeplakate, Verkehrsschilder, Ampeln sind meist so angebracht, dass man sie sehen kann, ohne nach oben zu schauen, auf Augenhöhe, um den Blick des Passanten nicht entweichen zu können. Oder anders formuliert, ein Werbeplakat beispielsweise ist so angebracht, dass der Blick eines Passanten dem Plakat nicht entweichen kann.⁶⁸ Auch das Hinweisschild im Durchgang zum Haupthof des Museumsquartiers ist so angebracht, dass es beim Durchgehen ins Blickfeld fällt. Es hängt am mittleren Pfosten, unmittelbar vor Beginn des Hofes.

Institutionen, die über ein Überwachungssystem verfügen, sind verpflichtet, darauf hinzuweisen.⁶⁹ Die Kennzeichnung sollte so angebracht sein, dass sie klar und deutlich erfassbar ist. Wie das Hinweisschild auszusehen hat, ist nicht vorgeschrieben. Es gibt weder ein Zeichen noch eine vorgeschriebene Wortwahl, die im Zusammenhang mit Videoüberwachung benutzt werden müssen. Ich bin während meiner Beobachtungen in Wien⁷⁰ auf sehr unterschiedliche Kennzeichnungen gestoßen. Auch die Größe der Beschilderungen variieren, von einem kaum erkennbaren Aufkleber bis hin zu einem Schild, das einen ganzen Pfosten einzunehmen scheint. Auf manchen taucht das Bild einer Kamera auf, manche halten sich nur an die knappe Formulierung „hier wird videoüberwacht“, andere weisen mit einem Piktogramm auf Videoüberwachung hin. Vergleicht man die in Kapitel 2 angesprochenen Hinweise auf Videoüberwachung in den U-Bahnen und den Stationen mit den Schildern, die in den Durchgängen zum Museumsquartier angebracht sind, kann man mehrer Aspekte feststellen. Die Schilder im Eingangsbereich der U-Bahn sind zwar an der oberen Kante der Decken angebracht, jedoch sind die Eingangsbereiche nicht sehr hoch. Die Kamera auf den Hinweisschildern ist sehr originalgetreu abgebildet, man kann sie sofort als Kamera erkennen. Die Schrift ist verhältnismäßig groß und durch die Knappheit in der Wortwahl auch im schnellen Vorbeigehen gut erfassbar. Sofern die Züge überwacht sind, ist dies mit einem Aufkleber neben dem Griff der Tür gekennzeichnet. Ähnlich der Hinweisschilder an den Stationen, geben sie in knappen Worten wieder, dass videoüberwacht wird. Allerdings ist dies mittels grüner Farbe dargestellt.

Das Schild im Museumsquartier ist nicht ausschließlich der Videoüberwachung zuzuordnen. In zwei Sprachen, deutsch und englisch, wird die oder der Besucher/in darauf hingewiesen, dass sich innerhalb des Museumsquartiers auch Wohnungen befinden und dass besonders

⁶⁸ Vgl. hierzu u. a.: Franck, Georg: Werben und Überwachen. Zur Transformation des städtischen Raums. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. S.141 – 155.

⁶⁹ Vgl. hierzu: Simoner, Michael: Keine Kamera ohne Kontrolle (03.05.2007), Der Standard, S. 8.

⁷⁰ Die Beobachtungen gingen teilweise über Wien hinaus, auch in anderen Städten unterscheiden sich die Kennzeichnungen grundlegend.

abends und nachts darauf Rücksicht genommen werden sollte. Ein Hinweis, in welcher Form diese Rücksicht zu erfolgen hat, ist nicht gegeben. Es findet also keine konkrete Aufforderung außer der, nach seinem eigenen Gewissen und seiner eigenen Definition rücksichtsvoll zu sein. Unter diesem Hinweistext befinden sich sechs Zeichen. Sie unterscheiden sich beim ersten Betrachten hauptsächlich durch die Farbgebung und Form, die drei ersten sind blau und viereckig, die anderen rot und rund. Beschilderungen in blau und rot sind aus anderen Situationen bekannt, hauptsächlich aus dem Straßenverkehr wie Verbotsschilder, Tempolimit oder Erlaubnis. Ein blaues Schild wird mit einer Erlaubnis oder Empfehlung assoziiert. Ein rotes Schild hingegen bedeutet Verbot, Warnung, es reglementiert strikter.

Das erste Zeichen ist ein blaues Viereck, auf welchem in weißer Farbgebung eine Kamera abgebildet ist. Am unteren Bildrand steht, ebenfalls in weiß, „hier wird videoüberwacht“. Rechts daneben ein weiteres blaues Viereck, auf welchem ein Hund an einer Leine abgebildet ist. Die nächste Reihe beginnt ebenfalls mit einem blauen Viereck, das einen Papierkorb zeigt und ein undefinierbares Etwas, was sich auf dem Weg dorthin befindet (zumindest deutet man es so da selten Gegenstände in gegendgesetzter Richtung aus dem Papierkorb hinaus fliegen). Wie sind diese ersten drei Hinweise, sofern man diese zusammenfassen kann, zu lesen? Das erste Viereck stellt einen eindeutigen Hinweis dar, durch die Kamera und den dazugehörigen Text wird auf die Videoüberwachung innerhalb des Museumsquartiers aufmerksam gemacht. Der Hund im Gegensatz hierzu lässt Fragen aufkommen. Sind Hunde erlaubt? Sind Hunde nur angeleint erlaubt? Der Papierkorb soll scheinbar darauf hinweisen, dass man seinen Müll oder ähnliches dort plazieren sollte.

Die nächsten drei Zeichen sind kreisförmig mit einer roten Umrandung. Das erste zeigt wiederum einen Hund, der aber im Gegensatz zu dem blauen sich auf Hunde beziehenden Zeichen sein Geschäft verrichtet. Der auf weißen Hintergrund schwarz dargestellte Hund ist mit einem roten Streifen, am linken oberen Kreisrand beginnend quer bis rechts unten, durchgestrichen. In der untersten Reihe des Schildes ist, ebenfalls auf weißen Hintergrund und rot umrandet, ein Fahrrad abgebildet mit der Unterschrift „Bitte Fahrrad schieben“. Ohne die Unterschrift würde man denken, dass Fahrräder nicht erlaubt seien, das Schild weist folglich auf die ordnungsgemäße Nutzung innerhalb des Quartiers hin. Das letzte Zeichen des Schildes zeigt eine mit rotem Balken durchgestrichene Flasche. Um was für eine Flasche es sich handelt, ist nicht ersichtlich. Ist trinken im Allgemeinen nicht erlaubt oder sind nur Glasflaschen verboten oder sollen damit alkoholische Getränke gemeint sein?



Abbildung 2: Hinweisschild

Zu jedem der angeführten Zeichen könnte man über die oben genannten Vermutungen hinaus versuchen zu erörtern, was damit gesagt werden soll. Ich schränke mich allerdings auf den Hinweis der Videoüberwachung ein. Es ist aufgrund seiner prominenten Positionierung das erste, das man erfasst, sofern man das Schild wahrnimmt. Zwischen den anderen Zeichen wirkt es aber wie ein Hinweis oder Verbot unter vielen, das nicht beachtet wird; wer sich des Öfteren innerhalb des Museumsquartiers bewegt, weiß, dass dort Fahrrad gefahren und getrunken wird (sowohl Alkohol als auch aus Glasflaschen), auch Hunde laufen meist ohne Leine über den Platz. Der Hinweis, so meine These, verliert sich in der Vielschichtigkeit der Aussagemöglichkeiten des Schildes und dessen (Nicht-)Beachtung. Der ohnehin unzählig verschiedenen Reizen ausgesetzte Stadtmensch kann und will seine Wahrnehmung nicht auf alles richten, was ihm entgegengesetzt wird. Die Kunst der Werbung liegt darin, durch möglichst auffällige Gestaltung den abgehärteten und abgestumpften Blick der

vorbeiziehenden Menschenmassen auf sich zu ziehen. Kann – oder besser gefragt – soll der Hinweis auf die angebrachten Videokameras an dieser Stelle genau das Gegenteil bewirken, eben durch seine fast kaum merkbare Eingliederung in ein überdimensionales Hinweisschild dem Blick des Passanten entweichen?

Im Haupteingang des Museumsquartiers befindet sich auch die Sicherheitszentrale. Ein oder zwei Sicherheitsbeamte sitzen dort hinter einer Glasscheibe, vor ihnen befinden sich mehrere Bildschirme.

Nach Durchschreiten des Haupteingangs betritt man den bereits einige Male angesprochenen Haupthof des Museumsquartiers. Zu Beginn meiner Beobachtungen ging ich, trotz des oben beschriebenen Schildes, davon aus, dass nur die Durchgänge und Museumseingänge überwacht werden. Es wunderte mich, dass demzufolge die allgemeine Information „hier wird videoüberwacht“ unmittelbar vor Betreten des Haupthofes angebracht ist – hinterlässt man doch an jenem Punkt den vermeintlich überwachten Raum. Nach intensiver Betrachtung des Haupthofes jedoch finden sich auch dort Überwachungskameras.

Die Sicherheitszentrale im Eingangsbereich des Quartiers und der Hinweis zur Videoüberwachung, die scheinbar existiert und an unzähligen Orten angebracht sein könnte, erwecken das Gefühl, unter ständiger Observation stehen zu können. Wissen kann man es jedoch nicht. Es ist weder wahrnehmbar ob tatsächlich jemand am Bildschirm sitzt noch ist die genaue Positionierung der Kameras erfassbar. Auch in dem in Kapitel 2 beschriebenen mit Kameras besetzten Raum der U-Bahn ist es für den Einzelnen nicht ersichtlich, ob er beziehungsweise sie zum Zeitpunkt, zudem er das Kamerablickfeld durchläuft, tatsächlich gesehen wird oder nicht. Die Kameras hingegen sind so angebracht, dass sie leicht zu erkennen und auch als solche zu identifizieren sind (sofern man sie bewusst wahrnimmt). Foucault beschreibt die Architektur des Panoptikums nur als wirksam, wenn der oder die Gefangene zwar nicht weiß, ob er oder sie gesehen wird, aber durch die Präsenz des Wachturmes immer wieder daran erinnert wird, dass er beziehungsweise sie beobachtet werden könnte. Der/die Gefangene, ob observiert oder nicht, diszipliniert sich allein durch die Möglichkeit, unter ständiger Observation zu stehen. Fällt der Turm aber komplett aus ihrem/seinem eigenen Blick heraus, schwindet auch das Bewusstsein, dass die Möglichkeit besteht, sie wird nur wirksam wenn das die Macht widerspiegelnde Medium, in unserem Fall die Überwachungskamera, sichtbar ist. Im Haupthof des Museumsquartiers ist dies nicht der Fall, und nicht einmal die Beschilderung, die die Kamera trotz ihrer unscheinbaren Art dennoch ins Bewusstsein rufen könnte, wirkt in ihrer Beschaffenheit. Was hat es also mit der Überwachungspolitik, und ich verwende den Begriff der Politik hier absichtlich, auf sich?

Dass die Kameras, von denen ich weiß, dass sie da sind, jenseits meines Blickes liegen beziehungsweise lagen, ließ mich lange Zeit nicht los. Die Kameras, die den Haupthof überwachen, ähneln jenen, die auch in den neueren U-Bahnzügen angebracht sind: verspiegelte Halbkugeln, die zum einen sehr klein sind, und die zum anderen nicht erkennen lassen besonders wenn man weiter weg als einem Meter steht, wohin die Linse zielt. Sie hängen auf beiden Seiten des Balkons, der über dem Haupteingang auf der Seite des Hofes angebracht ist. Dieser Balkon ist jedoch im Vergleich zu der Höhe des U-Bahnwagens, so hoch, dass der Blick während des Bewegens durch den Raum oder des Sitzens die Kameras nicht erfassen kann. Auf besagtem Balkon befindet sich während meines letzten Besuches ein Werbebanner, auf welchem zu lesen ist „Es lebe die Stadt!“. Die Kameras rechts und links des Balkons sind von unten betrachtet so klein, dass sie kaum als solche zu identifizieren sind. Bei genauerer Betrachtung stellte sich heraus, dass das, was ich anfangs für einen Scheinwerfer oder ähnliches hielt – oder halten wollte – ebenfalls als eine Kamera ist: genau auf der Mitte des Balkons, direkt unter der benannten Aufschrift des Werbebanners. Jede Kamera allein könnte höchstens ein Drittel des Hofes erfassen, in ihrer Gesamtheit allerdings blicken sie über den kompletten Hof.



Abbildung 3: Balkon des Museumsquartiers.

Ob die Platzierung der Überwachungskameras absichtlich so gewählt wurde, dass sie nicht sofort zu erkennen sind, bleibt an dieser Stelle offen, klärt sich jedoch im Hinblick auf die abschließende Begehung des Museumsquartiers.

Die technischen Möglichkeiten im Bereich der visuellen Überwachung haben sich in den letzten Jahren gewandelt und verbessert. Kameras werden immer kleiner, haben höhere Auflösung, können von einer Zentrale aus auf einzelne Objekte oder Personen gerichtet werden, sind schwenkbar und sogar schon in der Lage zusätzlich zur Bildspeicherung akustische Signale aufzuzeichnen. Besonders die Größe der Kameras und die Möglichkeit, diese von einer zentralen Stelle aus zu bewegen und/oder zu zoomen erzielen jedoch jenen Effekt, den ich im Museumsquartier beobachtet habe: sie sind noch schwieriger zu erkennen. Mein Blick hat sich während des Schreibens dieser Arbeit und besonders im Vorfeld so sensibilisiert, dass ich mein Umfeld beinahe zu systematisch nach Kameras abscanne. Ich kenne die verschiedenen Formen von Überwachungskameras, achte und bemerke Hinweisschilder, und wo ich eine Kamera vermute, suche ich so lange, bis ich sie mit meinen Augen erfasse. Der technische Fortschritt auf dem Gebiet der visuellen Überwachungsmethoden beinhaltet jedoch einen Rückzug der Kamera aus dem Blick des Einzelnen, was ich besonders in den Situationen bemerkte, wenn ich privat mit Freunden unterwegs war, meine Blicke jedoch nicht abschalten konnte und Kameras erfasste, die meine Freunde nicht bemerkt hätten. Auch Nina hat allein durch die Tatsache mit mir unterwegs zu sein, einen anderen Blick für ihre Umgebung gewonnen und demzufolge auch ihre Umgebung anders betrachtet.

Mit dem Schlagwort „einzigartig“ grenzt sich das Museumsquartier bewusst ab und hebt seine Sonderstellung hervor. Tatsächlich gibt es auf den ersten Blick wenig vergleichbare Gebäudekomplexe. Es zeichnen sich aber bei genauerer Betrachtung einschlägige Vergleichsmomente mit einem im Zusammenhang mit Videoüberwachung vielfach behandeltem Phänomen: Die Shopping Mall⁷¹.

Die Shopping Mall soll dem/der Besucher/in die Möglichkeit geben, in einem sicheren und sauberen Ambiente in aller Ruhe einkaufen gehen zu können. Der in sich geschlossene, teilweise auch unter freiem Himmel inszenierte Raum bestehend aus einer Anordnung von zum Beispiel unterschiedlichen Geschäften, Shops, Restaurants, Kinos ist nur über eine begrenzten Anzahl an Ein- und Ausgängen zugänglich. Neben Kameras, die häufig über den gesamten Bereich der Shopping Mall verteilt sind, werden die Aus- und Eingänge oftmals zusätzlich von Sicherheitsbeamten bewacht. Das geschlossene System soll den

⁷¹ Vgl. hierzu: Helten, Frank: Reaktive Aufmerksamkeit. Videoüberwachung in Berliner Shopping Malls. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. Frankfurt am Main, 2005. S. 156 – 173.

Besucher/innen ein Gefühl von Sicherheit vermitteln: hier wird darauf geachtet, wer den Raum betritt. Meistens wird der Zugang zu Shopping Malls denjenigen verwehrt, die auf das Gefühl der Sicherheit und Sauberkeit störend einwirken könnten⁷²: Personen, die durch ihr Äußeres oder ihr Verhalten als Störfaktor auf die Situation einwirken könnten. Neben der Förderung des Konsumverhaltens soll auch der angenehme Aufenthalt innerhalb einer Shopping Mall gesichert sein. Durch die Lautsprecher hallt beruhigende (zur Weihnachtszeit selbstverständlich Weihnachts-)Musik durch die Shopping Mall. Die Temperaturen stellen je nach Jahreszeit einen angenehmen Kontrast zu den Temperaturen „draußen“ dar (im Hochsommer klimatisiert, im Winter beheizt). Der/die Besucher/in soll sich wohl fühlen: der „feel good“ – Faktor⁷³.

Bei genauerer Betrachtung des Museumsquartiers lassen sich prägnante Gemeinsamkeiten zu einer Shopping-Mall erkennen. Es ist zwar kein Einkaufstempel, aber auch hier steht der ungestörte Konsum im Vordergrund. Konsum von Kunst und Kultur. Lesungen finden im Sommer unter freiem Himmel statt. Vergünstigungen beispielsweise an je einem Abend in der Woche ermöglichen den Besuch mehrerer Museen. Buchhandlungen und Designer befinden sich innerhalb des Museumsquartiers. Der Innenhof wird je nach Jahreszeit zum Ort des Konsums: Die gastronomischen Bereiche der Museen bieten im Sommer ihr Angebot im Hof an, im Winter wird aus den Enzis ein Punschstand aufgebaut. Auch Freizeitaktivitäten finden im Museumsquartier ihren Platz: Boule im Sommer, Eisstockschießen im Winter. Die Liste der Möglichkeiten, sich im Museumsquartier zu beschäftigen, könnte weiter ausgeführt werden, doch reicht es an dieser Stelle diese anzudeuten, um zumindest den Rückschluss auf den Vergleich mit einer Shopping Mall zu begründen; denn auch das Museumsquartier ist ein in sich geschlossener Raum, der zwar jederzeit begehbar ist, auch außerhalb der Öffnungszeiten der Museen, Shops und Restaurants, aber durch die oben genannten (An)Ordnungen von Handlungsvorschriften ein bestimmtes Verhalten implizieren soll(te). Abweichend ist er jedoch im Hinblick auf Überwachungsmechanismen: eine Shopping Mall stellt ihre Systeme und verschiedenen Möglichkeiten zur Überwachung in den Vordergrund, Wachpersonal steht mitunter an den Eingängen. Die Mechanismen sprechen jene Bevölkerungsgruppen an, die eine Überwachung nicht nur hinnehmen, sondern eventuell sogar über die Akzeptanz hinaus ausdrücklich erwünschen. Das Museumsquartier hingegen impliziert bereits in seiner Bezeichnung (Museum) „(...) eine nicht gewinnbringende,

⁷² Vgl. hierzu: Klauser, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 147.

⁷³ Vgl. hierzu: Wehrheim, Jan: Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. 2. Auflage, Opladen, 2006.

permanente Institution im Dienste der Gesellschaft und ihrer Entwicklung, für die Öffentlichkeit zugänglich [zu sein], die materielle Belege des Menschen und seiner Umwelt zum Zwecke des Studiums, der Bildung und der Freude erwirbt, erhält, erforscht, vermittelt und ausstellt“⁷⁴, und (re)präsentiert jenen Teil der Stadt, der sich gerade durch seine Freiheit und Freizugänglichkeit auszeichnen sollte: die Kunst. Hier spiegelt sich die Irritation: freie Zugänglichkeit und Videoüberwachung widersprechen sich zwar nicht zwangsläufig; denn dort wo überwacht wird kann freie Zugänglichkeit sehr wohl bestehen, aber im Grundverständnis betiteln sie Antipoden, die scheinbar nicht zusammenpassen: Freiheit und Kontrolle.

Die Inszenierung von einer heterogenen Menschenmasse, in der auch lärmende und trinkende Jugendliche vorkommen, die neben Museumsbesucher/innen und Kunstkonsument/innen sitzen, und das Gefühl des städtischen Lebens genießen, ließ mich bei genauerer Betrachtung auch unabhängig der Überwachung zweifeln. Die Irritation konnte zunächst nicht geortet werden, scheint es doch allen gut zu gehen. Genau das ist der Punkt: das ‚urbane‘ Stadtleben innerhalb des Museumsquartiers blendet jene aus, die aber genauso Teil der Stadt sind. Man trifft nicht auf Armut, vielleicht kommt ab und an ein Verkäufer der Zeitschrift Augustin vorbei, es gibt jedoch keine Bettler, keine Obdachlosen, und das obwohl sich die Enzis zumindest im Sommer als ideale Schlafplätze einrichten lassen würden. Die Videoüberwachung ist jedoch nicht zur Abschreckung da: der Hinweis geht in einer Vielzahl anderer (An)Ordnungen unter, die Kameras in den Durchgängen sind zwar sichtbar, aber dennoch in Nischen angebracht und die Kameras, die den Haupthof überblicken, sieht das Auge kaum, da sie so weit oben hängen und zudem so klein sind, dass man sie nur bei gezieltem Suchen erkennen kann. Es wirkt, als ob diese beinahe perfekte Inszenierung heimlich überblickt wird. Was tatsächlich passieren würde, wenn ein Obdachloser sich ein Quartier für die Nacht aufschlagen wollte, muss an dieser Stelle unbeantwortet bleiben. Es wäre eine interessante Frage, dies zu untersuchen, würde jedoch zu weit vom Thema abweichen.

Die Freizugänglichkeit, die ich zumindest mit dem Begriff Museum und Kunst in Verbindung bringe, zum Quartier, ist nur eine scheinbare Freizugänglichkeit, die Urbanität, die von Grund auf nichts anderes als städtisches Leben bezeichnet, nur eine inszenierte. Die Irritation entsteht nicht dadurch, dass der Ort überwacht wird, sondern der Ort an sich irritiert durch das Zusammenspiel dieser teilweise widersprüchlichen Ansprüche und Elemente. Der

⁷⁴ ICOM 1990, die weltweit am meisten anerkannte Definition des Museums; zitiert nach: Waidach, Friedrich: „Museologie – knapp gefasst“. Wien, 2005. S. 17.

Werbeposter „Es lebe die Stadt!“, umringt von drei kaum erkennbaren Videokameras, spiegelt diese Widersprüchlichkeit in überspitzter Form wider.

Auch im Anschluss an meine Beobachtungen im Museumsquartier führte ich eine telefonische Befragung bezüglich der Kameradaten durch. Im Gegensatz zu den Wiener U-Bahnlinien gibt die Internetpräsenz des Museumsquartiers verschiedene Ansprechpartner/innen an: Geschäftsführer, Marketingleiter, Information, technischer Support, zu jedem Bereich findet man Ansprechpartner/innen mit Durchwahl, Emailadresse und Foto. Ich überlege zunächst, ob ich direkt die Nummer des technischen Leiters wählen soll, weil ich das Thema Videoüberwachung dorthin verorte, entschieße mich dann aber bei der Information anzurufen, um festzustellen, wie an dieser Stelle mit meinem Anliegen umgegangen wird. Zunächst lande ich in einer Warteschlange mit automatischer Ansage. Nach einigen Sekunden Wartezeit werde ich durch gestellt. Ich habe eine Frau in der Leitung und erkläre, dass ich an einer Diplomarbeit zum Thema Videoüberwachung schreibe und diesbezüglich ein paar Fragen zur Handhabung mit den Daten der Kameras hätte. Sie leitet mich an den Leiter der technischen Betriebsführung weiter. Ich frage zunächst ganz neutral, was mit den Videoaufzeichnungen der Überwachungskameras passiert. Der Mann antwortet mir mit freundlicher Stimme, dass sie laut Genehmigung archiviert werden. Ich frage nach, ob das 24 Stunden seien, die Antwortet lautet: „nein, es sind 72 Stunden Speicherzeit, laut Magistrat muss das genehmigt werden, die Genehmigung der zuständigen Magistratsabteilung liegt vor. Danach werden die Aufzeichnungen automatisch gelöscht“⁷⁵. Ich frage, ob ich Zugriff auf die Aufnahmen haben könnte beziehungsweise ich sie mir anschauen könnte, wenn ich angebe, dass ich zu einem gewissen Zeitpunkt dort war. Die Antwort kommt schneller als erwartet, in einem zwar noch freundlichen, aber klaren und deutlichen Tonfall: „Nein!“ Bevor ich mich richtig bedanken kann werde ich mit einem freundlichem „Auf Wiederhören“ verabschiedet.

Das Thema Videoüberwachung wurde an dieser Stelle sofort weitergeleitet. Die Frau, die ich zunächst am Telefon hatte, konnte oder wollte mir keine Auskünfte zum Thema geben, sie wusste jedoch sehr wohl, wer der Ansprechpartner diesbezüglich ist. Sie wirkte weder erstaunt noch überrascht über die Frage, was mich im ersten Moment hinsichtlich der Antworten optimistisch stimmte. Auch die zweite Person, mit der ich sprach, nahm mein Anliegen zunächst sehr freundlich auf. Er beantwortete meine Fragen freundlich, nicht wirklich ausholend, aber auch nicht bewusst zu knapp. Er wies eindeutig und mehrmals auf

⁷⁵ Gesprächsprotokoll 02

die Genehmigung hin, die Vorliegen muss, um zu Überwachen und diese Daten zu speichern, und dass diese Genehmigung vorliegt, obwohl ich nicht explizit danach fragte. Meine Frage nach der Durchsicht der Kameraaufzeichnungen allerdings wurde wiederum im Keim erstickt. Der Tonfall seines „Neins!“ wurde härter, jedoch nicht unfreundlich, aber direkt. Das Ausrufezeichen empfand ich im Moment des Telefonats als solches. Das „nein“ ließ keinen Platz beziehungsweise verdeutlichte, dass das Nachhaken oder Nachfragen in diese Richtung nicht erwünscht sei und an dieser Stelle keine weiteren Auskünfte gegeben werden würden. Mich verwunderte zunächst, dass die Daten des Systems 72 Stunden gespeichert werden. Private Institutionen müssen, wie auch mein Gesprächspartner erwähnte, eine Genehmigung einholen, um die Daten zu speichern. Ohne Genehmigung darf nicht aufgezeichnet werden, Schätzungen zur Folge hat nur ein geringer Prozentsatz⁷⁶ der privaten Überwacher eine solche Genehmigung vorliegen. Der in Kapitel 1 zitierte Zeitungsartikel aus dem Standard weist eindeutig auf die Meldepflicht hin und gibt darüber hinaus an, dass jede/r Bürger/in das Recht hat, im Datenregistrierungsmeldeamt nachzufragen, ob eine bestimmte Kamera registriert ist. Wie oft Bürger/innen das in Anspruch nehmen, weiß ich nicht, doch könnte das Telefonat die Vermutung nahelegen, dass das Museumsquartier mit Fragen bezüglich der Genehmigung schon öfters konfrontiert war, da ich so oft auf die vorliegende Genehmigung hingewiesen wurde. Auch scheint es eine eindeutige Ansprechperson zu geben, die mit der Videoüberwachung und Informationen diesbezüglich beauftragt ist und alle Anfragen entgegennimmt.

Da ich die Videokameras im Haupthof des Museumsquartier erst nach der in Kapitel 1 dargestellten Erhebung des Weges entdeckte, ging ich ein weiteres Mal mit meiner Digitalkamera zum Museumsquartier, um die Kameras zu fotografieren.

Ich muss die Überwachungskameras in diesem Fall nicht suchen, ich gehe zielstrebig durch den Haupteingang hindurch, über den Haupthof und bleibe kurz vor der Kunsthalle stehen, um die ganze Fassade des Eingangs erfassen zu können, drehe mich um und fange an zu fotografieren. Es ist später Vormittag, auf dem Hof halten sich nur wenige Personen auf. Ich tänzele einige Male um den Balkon herum, fotografiere alle drei Kameras, und gehe wieder zurück in den Haupteingang. Auf dem Weg zur Toilette sehe ich mir die beiden weiteren Kameras an. Als ich wieder hinaus komme und mein Blick zufällig auf die Sicherheitsbeamten fällt, bemerke ich, dass die beiden Wachmänner mich ebenso anblicken. Anstatt direkt wieder zu gehen, gehe ich erneut außen am Gebäude entlang, an den Kameras

⁷⁶ Vgl. hierzu: Nichts ist klar geregelt (12.01.2007), http://www.orf.at/070112-8022/8023txt_story.html

des Nebeneingangs vorbei, über Hof 2 zurück auf den Haupthof, durch das Quartier 21 auf den Vorplatz, um dann durch den Haupteingang nochmals einzutreten. Sobald die Sicherheitszentrale in Sichtweite kommt, stelle ich fest, dass die beiden Männer aufmerksam die Bildschirme studieren. Ich gehe zielstrebig auf sie zu, einer der Beiden macht den anderen auf mich aufmerksam und sie bewegen sich von den Bildschirmen weg und warten auf mich. Ich habe zumindest das Gefühl, dass sie schon auf mich aufmerksam geworden sind. Die Glasscheibe hat weder ein Sprechloch noch ein Fenster. Etwas irritiert schaue ich, da ich nicht weiß, wo ich hin sprechen könnte, aus einem Lautsprecher tönt das „Grüß Gott“ von einem der Sicherheitsbeamten und ich rede einfach los, ohne zu wissen, ob beziehungsweise wie meine Stimme gehört werden konnte. Ähnlich wie bei den Telefonaten erkläre ich, dass ich an einer Diplomarbeit schreibe, und es mich interessiert wie viele Überwachungskameras im Quartier angebracht sind. „Da dürfen wir hier keine Auskunft drüber geben, das müssen Sie oben bei der Betriebsleitung versuchen“⁷⁷. Ich frage nach, ob es sich dabei um Herrn Zeller⁷⁸ handele, mit dem ich bereits gesprochen hatte. Der Mann steht auf, entschuldigt sich und kommt nach wenigen Minuten zurück. „Ja, gehen Sie da die Treppe hoch, im ersten Stock, da fragen sie nach“. Ich bedanke mich und gehe die Stufen hinauf. Die Frau am Empfangstisch hält mich auf, ich erkläre ihr mein Anliegen und sie telefoniert, offensichtlich mit Herrn Zeller und sagt ihm, dass eine Dame da sei, die zum Thema Videoüberwachung einige Fragen hätte. Mir wird der Eintritt gewährt, sie erklärt mir den Weg zu seinem Büro und bereits vor meinem Eintreffen, steht er in der Tür und wartet auf mich. Wir stellen uns kurz vor, er bittet mich jedoch nicht in sein Büro, wir sprechen nur einige Minuten auf dem Gang. Ich teile mit, dass ich auf die Frage, wieviele Kameras im Quartier installiert sind von der Zentrale im Durchgang auf ihn verwiesen worden bin. Er lächelt und antwortet sehr freundlich, dass auch er ungern Auskünfte darüber gibt, wo und wie viele Kameras hängen. „Das sagen wir nicht, das steht unter Geheimhaltung und soll ja zum Schutz und zur Sicherheit sein, deswegen sagen wir das nicht“⁷⁹. Als nächstes, ohne zu fragen, erhalte ich Informationen zur Genehmigung, die ich bereits habe – dachte ich zumindest. „Wir haben eine Genehmigung, wir dürfen die Daten auch archivieren“. Auf die Frage wie lange erklärt er: „ wir dürften sie sieben Tage speichern“. Er wiederholt, dass er zu den Positionen und der Anzahl der Kameras nichts sagen wird. Er bleibt aber überaus freundlich. Bevor ich gehe, frage ich noch, ob die Museen selbstständig überwachen oder ob das auch vom Museumsquartier ausgeht, und erfahre, dass auch diese Kameras von der Sicherheitszentrale des MQs verwaltet werden. Wir

⁷⁷ Gesprächsprotokoll 04

⁷⁸ Zwecks Anonymisierung wurde der Name geändert.

⁷⁹ Gesprächsprotokoll 04

verabschieden uns freundlich, ich bedanke mich, und verlasse die Betriebsverwaltung, gehe die Stufen hinunter, vorbei an der Sicherheitszentrale und verlasse das Quartier.

Mein Herumgehen mit dem besonderen Blick auf die Kameras und das Fotografieren der Kameras ließ die Beamten wohl auf mich aufmerksam werden. Hier zeigt sich deutlich, dass es unüblich ist Überwachungskameras zu fokussieren und zu fotografieren. Meine Zielstrebigkeit, mit der ich auf den Hof ging, ließ darüber hinaus vermuten, dass ich mich bereits im Vorfeld mit den Überwachungskameras auseinandersetzte, da diese auf Anhieb schwer zu erkennen sind. Auf die von mir mehrfach gestellte Frage, wie viele Kameras es denn nun sind, und wo ich welche übersehen haben könnte, bekam ich stets ein und dieselbe Antwort, die viel interessanter ist: gar keine Antwort. Ich wurde zwar bis ganz nach oben durchgelassen, vielleicht, damit Zeller mich selbst begutachten konnte, aber die Information wurde nicht erteilt. Seine Begründung, dass die Information „unter Geheimhaltung steht“, unterstreicht meine Annahme, dass die Überwachung im Quartier nicht nur heimlich wirkt, sondern auch explizit so gewollt ist. Auch die genehmigte Speicherzeit, die außergewöhnlich lang ist, verstärkt das Gefühl, dass die Kamerapolitik zur Kontrolle des Gesamtbildes des Museumsquartiers intensiv zum Einsatz kommt.

4. Keine Blicke: Situation Geldautomat

Blicken wir einen Moment zurück: nach eingehender und ausführlicher Betrachtung des Schauplatzes U-Bahn, den ich als stadtspezifisch bezeichne, haben wir das Museumsquartier fokussiert, das von sich behauptet, ‚urban‘ zu sein. Die Kamera als Teil der U-Bahnstation wird erwartet und akzeptiert und durch die Wahrnehmung des Raumes mitgedacht. Die Kameras sind klar und deutlich als solche zu erkennen. Hingegen verliert sich die Videoüberwachung zunächst im Kontext des Museumsquartiers, sie wird darüber hinaus so weit wie möglich bedeckt gehalten.

Als dritten Aspekt, den ich abschließend hinzuziehen möchte, geht es nun um eine Situation, die als Folie über die beiden sehr konkret beschriebenen Situationen gelegt werden soll. Ausgangspunkt war und ist, dass eine Überwachungskamera erwartet wurde und das Fehlen irritierte. An diesem Punkt gleicht sich die Situation mit der U-Bahn – auch hier werden die Kameras mitgedacht. Für das Betrachten des Museumsquartiers ist es in sofern bedeutsam, diese weitere Untersuchung anzustreben, da es sich um eine umgekehrte Ausgangslage handelt.

In der nachfolgenden ethnographischen Beschreibung, bei der es sich um einen kleinen Ausschnitt einer Bank handelt, dem Bankautomaten, und dieser eng verknüpft ist mit einer Handlung, dem Geldabheben, wird Nina wieder ein Rolle spielen.

Als Nina nach Verlassen des Hauses am Geldautomaten anhält, um Geld abzuheben, befinden sich vor ihr zwei Personen: ein Mann steht gerade am besagten Automat, ein anderer Mann wartet in einigen Metern Abstand hinter ihm, Nina stellt sich als Dritte in die Schlange. Da sich der Automat an der Außenseite der Bank befindet, müssen Nina und der Mann vor ihr auf dem Bürgersteig stehen und, um den vorbeigehenden Passanten den Weg nicht zu versperren, stehen beide recht dicht nebeneinander. Nachdem der erste Mann am Geldautomat fertig ist und zur Seite tritt, geht der zweite Mann die paar Schritte auf den Automaten zu, wohingegen Nina stehen bleibt, ohne aufzurücken. Nach ein paar weiteren Minuten ist der zweite Mann fertig, geht zur Seite und Nina tritt auf den Automaten zu. Sie steckt die Karte in den Automaten, gibt den Code ein, während der kurzen Zeit, die es dauert, bis der Automat das Geld ausgibt, führt sie ihre Hand zum Ausgabeschlitz. Die Geldausgabe ist begleitet von unterschiedlichen Geräuschen. Zuvor wird die Karte wieder soweit aus dem Schlitz befördert, dass man sie mit einer Hand entnehmen kann. Nina zieht die Karte heraus, entnimmt das Geld, verstaut es in der Geldtasche und setzt ihren Weg fort.

Das Gebäude, an welchem sich der Automat befindet, ist das Gebäude einer Bank. Es ist nicht unbedingt hässlich, allerdings scheint es sich durch keine architektonische Gestaltung von den

anliegenden zu unterscheiden. Das Erdgeschoss und das erste Stockwerk sind mit einer blauen Fassade gestaltet, der Name der Bank ist in großen Buchstaben geschrieben. Darüber befindet sich ein Logo, vermutlich das der Bank. Auch nach genauer Betrachtung ist keine Kamera zu erkennen, die auf den Automaten gerichtet ist.

Während des am Ende des Kapitels beschriebenen Gesprächs mit einer Mitarbeiterin der Bank erfahre ich, dass tatsächlich keine Kamera angebracht ist, jedenfalls nicht an der Außenfassade. Der Bankomat wird also nicht überwacht. Außerdem finde ich recht schnell heraus, dass es sich nicht um eine, wie von mir angenommen, Filiale handelt, sondern um den Hauptsitz der Bank. Auch, nein gerade diese Tatsache lässt mich stutzig werden, müsste der Hauptsitz einer Bank nicht besser überwacht werden, überhaupt, größer und auffälliger sein? Welches Bild einer Bank wirkt hier, und wo liegt der Bruch in dieser Situation?

Für meine Beobachtungen im Rahmen dieser Arbeit hätte ich auch eine Situation aufgreifen können, in der der Geldautomat an der Außenfassade einer Bank überwacht wird – Nina ist auf ihrem Weg an mehreren Banken vorbei gegangen und dementsprechend von mehreren Kameras erfasst worden. Diese Situationen aber hätten mich nicht irritiert. Die Kameras, die sich auf die anderen Geldautomaten richten, an denen Nina vorbei ging, waren klar und deutlich zu erkennen und erzeugten in mir nicht mehr, als eine Bestätigungsreaktion. Die Tatsache, dass Nina sich keine Gedanken darüber gemacht hat, ob sie an einem überwachten Geldautomaten steht oder nicht und sie jenen benutzt, der erstens am nächsten zu ihrer Wohnung gelegen ist und zweitens auf ihrem unmittelbaren Weg liegt, und erst durch meine Anwesenheit die Situation auf eine Kamera abgefragt hat – sie wirkte ebenfalls irritiert keine Kamera zu sehen – wirft die Frage auf, ob hier die Foucault'sche Annahme, dass der Überwachungsapparat, ob benutzt oder nicht, sichtbar sein muss, nicht haltbar ist, wenn eine Situation so sehr mit Kameras gedacht wird, dass Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit des Apparats keine Rolle mehr spielt.

Banken bieten neben der Geldverwaltung eine Vielzahl an anderen Dienstleistungen wie beispielsweise Versicherungen, Altersvorsorgen, Schließfächer, Möglichkeiten zur Kapitalanlage. Alle genannten Leistungen implizieren die Idee von Sicherheit. Sicherheit nicht im Sinne des Schutzes vor Gefahren, sondern der eigenen Absicherung vor natürlichen Prozessen wie Krankheit, Alter auf der einen, und Schutz vor Verlust der eigenen gesellschaftlichen Stellung durch Bankrott auf der anderen Seite.

Sein Eigentum in fremde Hände zu geben, steht in einem engen Zusammenhang mit Vertrauen. Banken versuchen dieses Vertrauen auf einer persönlichen Ebene zu schaffen, sei

es die oder der Kundenbetreuer/in, die in persönlichen Gesprächen eine beratende Funktion einnimmt, sei es die Bank, die in ihrer Gesamtheit Vertrauen schaffen soll. Die Kundenzentren von Banken versuchen ein offenes helles Ambiente mit dem Gefühl von Privatheit zu vereinen. Gespräche und Geschäfte innerhalb Banken werden so getätigt, dass ein Sicherheitsabstand zu den restlichen Kunden gewahrt bleibt. Dies wird beispielsweise durch Schilder und Markierungen auch seitens der Bank vermittelt, die aufgestellt oder angebracht sind, um die Kund/innen auf diesen Sicherheitsabstand aufmerksam zu machen. Broschüren und Fernsehwerbungen vermitteln die genannten Bilder in einer beinahe zu überspitzten Weise: glückliche Familien, der Bankberater als treuer Begleiter in allen Lebenslagen und –situationen, alte Menschen, die rundum versorgt werden.⁸⁰

In jedem Fall versucht das Erscheinungsbild der Bank Gefühle wie Vertrauen und Sicherheit zu erzeugen und zu wahren. Als gegenläufiges Bild dient das Bild eines bewaffneten Banküberfalls. Es ist eines der ersten Bilder, die mittels Aufzeichnungen von Überwachungskameras vermittelt wurden – ironischerweise hauptsächlich im fiktionalen Bereich. Das heißt, dass der Film sich über das Medium der eigenen Filmkamera hinaus eine zweite Kamera innerhalb der Handlung aneignet: die Überwachungskamera. Durch das Blickfeld der Überwachungskamera hindurch, erkennbar an den Daten, die am unteren und oberen Bildschirmrand zu sehen sind, sieht der oder die Zuschauer/in einen maskierten Räuber, der hauptsächlich damit beschäftigt ist, vor der Kamera unerkannt zu bleiben. Der Bankräuber fürchtet sich vor den Blicken der Kamera mehr als vor den Blicken der Bankmitarbeiter/innen und der Kund/innen. Die Kamera ist das Element, vor dem sich der Räuber schützen will.

Die Bank als Institution ist Symbol für Reichtum, Geld, Macht, Absicherung und versucht durch Vertrauen, Diskretion und Schutz einen Raum zu schaffen, in dem sich der oder die Einzelne sicher fühlt, aber auch sein Eigentum als sicher gelagert weiß. Das passiert zum einen, wie bereits angesprochen, auf einer persönlichen Ebene, die Kontaktaufnahme soll möglichst angenehm und freundlich, aber auch diskret sein. Zum anderen spiegeln sich in den architektonischen Beschaffenheiten von zentralen Bankgebäuden Macht, Stärke und Reichtum: Das Bild des Hochhauses (beispielsweise die Skyline in Frankfurt am Main, wo die größten Banken Deutschlands und Europas ihren Sitz haben) oder aber herrschaftlich wirkende Bauten (Erste Bank in Wien). Zweigstellen und Filialen hingegen sind zwar durch

⁸⁰ Eine genauere Analyse der Werbungen, beziehungsweise der durch die Werbung transportierten Bilder wird nicht erfolgen. Im Zentrum steht der Bankomat, dennoch soll zumindest angedeutet werden, in welchem Rahmen sich Banken der Öffentlichkeit und möglichen Kundinnen gegenüber präsentieren.

ihre äußere Beschriftung gut erkennbar, sind aber in verschiedenen Größen, Gebäudetypen und Formen und Gegenden zu finden.

Da es neben der Erfassung mittels Kamera mehrere andere Belege für einen Aufenthalt beziehungsweise eine Tätigkeit in der Bank gibt, wie Quittungen, persönliche Gespräche, Kontoabbuchungen, die elektronisch gespeichert werden, wird die Kamera nur zu einem Teil der Observation. Wird eine Bank überfallen so ist immer auch der Einzelne davon betroffen: sei, es weil er anwesend ist, sei, es weil sein Eigentum dort liegt. Die unmittelbare Betroffenheit macht die Kamera zu einem nicht nur akzeptierten, sondern darüber hinaus erwünschten Kontrollmittel krimineller Handlungen und Gewaltanwendungen. Das Überwachen des eigenen Agierens innerhalb der Bank rückt hinter die Angst, sich selbst im Falle eines Raubes betroffen zu sehen – zumal Handlungen und Verhalten in der Bank nur einen begrenzten persönlichen Wert haben. Überdies ist die Bank eine private Institution. Sie ist weder Transitraum noch öffentliche Begegnungs- oder Aufenthaltszone. Mit dem Betreten eines Gebäudes ist impliziert, sich entsprechend den Regeln und Normen des Gebäudeinhabers zu verhalten.

Die Situation der Bank im Zusammenhang mit Videoüberwachung scheint klar zu sein. Was hat es aber mit dem Automaten auf sich, der sich außerhalb, wenn auch unmittelbar angrenzend an dem Gebäude, befindet? Der Automat ist zwar Teil des privaten Bankgebäudes, aber um ihn zu bedienen, steht man auf einem Bürgersteig, auf einem Platz, auf einer Straße: im öffentlichen Raum, an ihn herantreten, kann jeder. Die anfangs beschriebene Situation, als Nina sich am Geldautomaten anstellen musste, macht deutlich dass es bestimmte Verhaltensnormen gibt, wenn sich bereits jemand am Automaten aufhält: man hält Abstand, um der Person das Gefühl zu geben, in Ruhe den Code eingeben zu können und das Geld zu entnehmen. Erst wenn die Person zur Seite getreten ist und der Automat wieder das Anfangsbild zeigt, tritt man auf ihn zu. Der Geldautomat an der Außenfassade besagter Bank befindet sich in einer Nische, einem Türrahmen ähnlich. Im Gegensatz zur restlichen Fassade der Bank, die bläulich verspiegelt keinen Einblick in das Gebäude, also in die Räumlichkeiten der Bank gewährt, kann man durch eine Glasscheibe in der Nische in die Bank sehen. Der Geldautomat trägt in blau-grünen Buchstaben die Aufschrift „Bankomat“ und ist auf Oberkörperhöhe angebracht. Der Automat an sich ist nochmals ein Stück in die Scheibe eingelassen. Er befindet sich innerhalb der Bank, ist aber von außen bedienbar. Bestehend aus einem Bildschirm, auf welchem die Aufforderungen und Bedienungsanleitungen abzulesen sind, einer schräg eingelassenen Tastatur (Zahlenfeld und mehrere Tasten zum Bestätigen, Korrigieren oder Abbrechen), dem Kartenlesegerät (ein

Schlitz, der einige Zentimeter hervorstehend die Karte entgegennimmt) und dem Geldausgabefach ist die Oberfläche des Bankomaten circa 1 m² groß. Steht man vor dem Automaten, um Geld abzuheben, bedeckt man durch das eigene Körpervolumen Großteile des Bildschirms, hauptsächlich aber die Tastatur. Dadurch soll verhindert werden, dass wartende und vorbeigehende Passanten die Möglichkeit haben, den Pincode zu erkennen. Dennoch ist der Bankomat zusätzlich mit einem Schild ausgestattet, das darauf hinweist, während der Codeeingabe darauf zu achten, dass andere Personen diesen nicht erfassen können.

Während man damit beschäftigt ist, den Anweisungen des Bankomaten zu folgen, den Code einzugeben und das Geld entgegenzunehmen, ist man allerdings blind für alles, was hinter einem passiert. Die Straße, an welcher sich der Automat befindet, ist verkehrstechnisch gesehen stark befahren, der Bürgersteig zwar breit genug, dass mehrere Menschen gleichzeitig nebeneinander gehen können, aber auch durch Fahrradfahrer stark frequentiert. Dennoch bleibt zwischen Person am Automaten und Wartenden, Vorbeigehenden immer mindestens ein bis zwei Meter Abstand.

Die Angst, die während des Prozesses des Geldabhebens entstehen kann, ist verursacht durch die Tatsache, dass man aufgrund des eingeschränkten Sichtfeldes von hinten überfallen werden könnte. Man steht nicht mit dem Rücken zur Wand und hat sein Umfeld im Blick, wobei diese Position des Körpers im Zusammenhang mit einer Wand schon als bedrohlich wahrgenommen wird, da es keinen Fluchtweg zu geben scheint.⁸¹ Mit dem Gesicht zur Wand stehend bleibt die auswegslose Situation beibehalten, da man nicht nach vorne ausweichen kann. Hinzu kommt die Tatsache, dass man nur einen Bruchteil der eigenen Umgebung im Blick hat. Durch das Nahe-an-der-Wand-stehen, und dadurch dass der Bankautomat so in die Wand eingelassen ist, dass das Sichtfeld auch nach rechts und nach links eingeschränkt ist, bietet man eine kaum zu schützende Angriffsfläche. Es gibt wenig andere Situationen, in denen man so nah mit dem Gesicht zu einer Hauswand steht.⁸² Darüber hinaus ist die Aufmerksamkeit auf die Tätigkeit gerichtet und die Wahrnehmung für das eigene Umfeld verringert sich. Das Aufbrechen eines Automaten ist sinnlos, da sich der Tresor innerhalb der Bank befindet. Die Möglichkeit, widerrechtlich an Geld heranzukommen, ist allein dann gegeben, wenn man denjenigen überfällt, der gerade seinen Code eingegeben hat und auf die Auszahlung des Geldes wartet. Besonders die Gefahr des überraschenden Angriffs bei einer

⁸¹ Man bedenke die Formulierung „mit dem Rücken zur Wand“, die eine wehrlose Haltung beschreibt, in einer Situation, aus der man nicht entweichen kann.

⁸² Eine ähnliche Körperhaltung wird eingenommen, wenn man vor einer Tür steht, jedoch mit dem Gefühl, auch nach vorne, durch die Türen treten zu können.

offensichtlich mit Bargeld in Verbindung gebrachten Tätigkeit würde eine Kamera rechtfertigen.

An dieser Stelle sei noch einmal darauf hingewiesen, dass kein prägnanter Rückgang von kriminellen Tätigkeiten aufgrund von Überwachungskameras zu verzeichnen ist. Besonders Überfälle von Einzelpersonen auf Einzelpersonen sind Affekthandlungen und nicht im Vorfeld geplant, das heißt, der Täter macht sich in den wenigstens Fällen Gedanken ob er gefilmt wird oder nicht. Die Situation Bankautomat unterscheidet sich von einem Innenraum der Bank insofern, dass im Falle eines Überfalls der Täter keine physische Barriere wie eine Tür oder ein Fenster bewältigen müsste. Er oder sie könnte einfach an die Person am Automaten herantreten und genauso schnell sich wieder entfernen. Man könnte die Vermutung anstellen, dass der Automat mit Kamera erwartet, akzeptiert und demzufolge gedacht wird, weil bereits der Innenraum stark frequentiert mit Kameras besetzt und akzeptiert ist, dieser Raum jedoch durch die architektonische Abgeschlossenheit sicherer wirkt, als ein offen zugänglicher Bankomat im öffentlichem Raum, dass gerade deshalb der Automat überwacht werden müsste.

Führen wir uns wieder vor Augen, dass sich an besagter Stelle jedoch keine Kamera befindet. Die Frage, warum dies so ist, bleibt offen. Aber über die beschriebene Körperhaltung hinaus, die eventuell zu einem Unsicherheitsgefühl führen könnte und der auf den Prozess des Geldabhebens gerichteten Aufmerksamkeit, soll noch ein weiterer stadtspezifischer Aspekt beleuchtet werden, der die Erwartungshaltung bezüglich einer Kamera konstituieren könnte: der Standort innerhalb Wiens.

Die beschriebene Situation spielt sich im achten Bezirk von Wien ab. Der achte Bezirk ist einer der gut bürgerlichen Bezirke Wiens, direkt an der Grenze zur Inneren Stadt, dem Zentrum Wiens. Verschiedene Regierungsgebäude, Teile der Universität, Museen und gute Wohngegenden sind dort angesiedelt. In unmittelbarer Nähe des Automaten befinden sich das Parlamentgebäude, das Rathaus, der Justizpalast, das Landgericht für Strafsachen Wien, Bundesministerium für Justiz, kurz: einige der wichtigsten Amtsgebäude der Stadt Wien und des Staates Österreich. Der Standort des Automaten spielt eine Rolle für die Erwartungshaltung bezüglich dessen (Nicht)Überwachung: die Situation Bankautomat ist in ihrem Standpunkt innerhalb der Stadt in Kontext zu setzen.

Je mehr Wohlstand in einer Wohngegend, desto höher die Dichte der privat angebrachten Kameras von Einzelpersonen und -haushalten. Bewegt man sich beispielsweise durch ein Villenviertel, findet man kaum mehr eine Hofeinfahrt ohne Kamera. Private Hauseigentümer überwachen ihre Grundstücke, um sich vor Einbruch/Diebstähle zu schützen. Die

Kameradichte nimmt mit dem sozialen Status der Bewohner einer Gegend ab. In ärmeren Bezirken ist das Bedürfnis des Einzelnen nicht gegeben, sich vor Einbruch oder Diebstahl zu schützen; denn die Wohnungen stellen keinen Angriffspunkt da. Man verortet Einbrüche dort, wo am meisten Reichtum vermutet wird. Aber auch staatliche und private Institutionen überwachen nicht in armen Gegenden, „Elend sind Quartiere, die niemand mehr überwachen will oder kann“⁸³. Armut wird mit Gefahr assoziiert. Jan Wehrheim beschreibt diese Projektion auf die Stadt als eine dreifache.⁸⁴ Zum einen wird mit Armut eine hohe Kriminalitätsrate assoziiert, von Straßekriminalität wie Überfällen und Gewalt dominiert. Wehrheim beschreibt die weitere assoziierte Gefahr „eine Bedrohung für das Werte- und Normensystem der Mehrheitsgesellschaft“⁸⁵, die daraus resultiert, dass die „underclass“ durch nicht beständige Familienverhältnisse, Drogenkonsum einen Bruch mit dem Bild der Kleinfamilie, den traditionellen Wertesystemen und der Leistungsgesellschaft darstellt. Als dritte Bedrohung, die mit der „underclass“ assoziiert wird, nennt Wehrheim „sozialen Protest, der sich auf der Straße ausdrückt“.⁸⁶ Die Bereiche einer Stadt, in denen ärmliche Verhältnisse dominieren, werden schnell als so genannte „no go areas“⁸⁷ ausgeschrieben: Gegenden, die man nicht allein durchqueren sollte, nachts und als Frau⁸⁸ schon gar nicht. Die dadurch resultierende Abschottung dieser Stadtteile, die von den restlichen in der Stadt lebenden Bevölkerungsgruppen und Touristen gemieden werden, ergibt einen Raum, in den Gefahren zwar bestehen, aber der Schutz der dort lebenden Bevölkerung als überflüssig erscheint.

Es gibt also zwei Pole der Überwachung, zum einen reiche Gegenden, in denen eine hohe Kameradichte zu verzeichnen ist,⁸⁹ und im Gegensatz dazu arme Gegenden, wo weder die Intention des Einzelnen zu überwachen vorhanden ist, noch Institutionen, ob privat oder staatlich, eine Notwendigkeit der Überwachung sehen. Die dargestellte Schere zwischen überwachten und nicht überwachten Gegenden einer Stadt macht deutlich, dass die Dichte der Überwachungskameras ein Zeichen von gesellschaftlicher Ausgrenzung sein kann.

Betrachtet werden in dieser Arbeit hauptsächlich die Bereiche, wo die Bevölkerungsschichten unmittelbar miteinander in Berührung kommen. Das sind zum einen die in Kapitel 2 angesprochenen Transiträume (U-Bahn, Bahnhöfe) zum anderen aber eben jene Räume der

⁸³ Franck, Georg: Werben und Überwachen. Zur Transformation des städtischen Raums. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. S. 141 – 155. S.150

⁸⁴ Vgl. Wehrheim, Jan: Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen, 2006. S. 40ff.

⁸⁵ Ebenda S. 40.

⁸⁶ Ebenda, S. 40.

⁸⁷ Ebenda, S. 42.

⁸⁸ Hier spielt die Konstitution des Angstraumes besonders für Frauen wieder eine Rolle.

⁸⁹ Vgl. hierzu: Klauser, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 126 ff.

Stadt, die frei zugänglich sind. Je höher die Dichte an wohlhabenden Bürger/innen ist, desto mehr wollen sie sich vor den armen, und dadurch mit Gefahren assoziierten Bürger/innen, schützen. Sicherheitsbeamte, hohe Polizeifrequenz, hohe Kameradichte kennzeichnen jene Stadtteile nicht als Gefahrenzonen, sondern im Gegenteil als abgesicherte Bereiche, in welchen man sich, ohne Angst haben zu müssen, bewegen und aufhalten kann. Die öffentlichen Bereiche, die nicht überwacht werden, werden hingegen als Gefahrenzonen gewertet beziehungsweise wahrgenommen.

Der weiter oben bereits angesprochene Aspekt, dass es sich bei dem Standort des Automaten um einen stark mit Regierungsgebäuden besetzten Raum handelt, bekräftigt die Annahme, eine hohe Kameradichte vorzufinden. Die Regierung als zentrales Organ des Staates stellt einen Angriffspunkt für die seit einigen Jahren in den Mittelpunkt gestellte Gefahr von terroristischen Anschlägen oder Attentaten dar. Das für die Öffentlichkeit zugängliche Parlamentsgebäude wird so stark überwacht und dadurch wieder reglementiert, dass die Zugänglichkeit eingeschränkt wird. Unabgetastet und ungesehen in das Parlament zu gehen ist nicht möglich. Jeder Eingang, Garage und Vorplatz sind mit Kameras besetzt. Auch Rathaus oder Landgericht stellen zwar öffentliche Gebäude, durch ihre (symbolische) Bedeutung für den Staat aber auch verletzbare und demzufolge überwachte Orte dar.

Die Kombination Bank, wohlhabende Gegend und Regierungsviertel begründen die Annahme einer mit Überwachungskameras gedachten Situation. Jeder dieser einzelnen Räume ist bereits mit Überwachung gedacht – also Kameras werden erwartet. Durch die Vielzahl der einzelnen Aspekte verstärkt sich die Annahme. Francisco Klauser stellte anhand der räumlichen Verteilung der Videoüberwachung in Genf fest, „dass in bestimmten Fällen der die Bankgebäude umgebene öffentliche Raum im eigentlichen „quartier des banques“ mit Videokameras überwacht wird, während Filialen der gleichen Finanzinstitutionen in weniger prestigeträchtigen Quartieren [...] mit weniger Überwachungsmitteln ausgerüstet sind“⁹⁰, und begründet diese Feststellung mit der Annahme, dass die Kameras aus „marketingstrategischen“⁹¹ Gründen eingesetzt werden, „um das allgemeine Erscheinungsbild der Bank zu untermauern“⁹²: das Gefühl von Sicherheit.

Das im Anschluss an meine Beobachtungen geführte Gespräch mit einer Mitarbeiterin der Bank unterschied sich im Vorfeld mit den beiden anderen Gesprächen (Wiener Linien, Museumsquartier). Dort, wo ich mir am wenigstens Zugang zu Informationen erwartet hätte,

⁹⁰ Klauser, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 127.

⁹¹ Ebenda

⁹² Ebenda

da die Bank sich am deutlichsten als privatisiertes Unternehmen kategorisiert (und auch so wahrgenommen wird), wird die Frage nach der Überwachung nicht im Geringsten mit einer Abwehrhaltung behandelt.

Ich rufe die auf der Homepage der Bank angegebene Nummer an. Eine Mitarbeiterin meldet sich am anderen Ende der Leitung und ich beginne mit meinem mittlerweile routinierten Satz, dass ich an der Universität Wien eine Diplomarbeit zum Thema Videoüberwachung schreibe und bezüglich der Kameras in/an der Bank einige Fragen hätte. Die Frau bittet mich einen Moment zu warten und stellt mich sodann weiter durch. In welcher Position sich die Person befindet, mit der ich verbunden werde, erfahre ich nicht. Ich frage nach, ob der Bankomat, der sich an der Außenfassade befindet, überwacht wird. Anstatt einer direkten Antwort wird mir mitgeteilt, dass „die Überwachung der Bank nicht von der Bank ausgeht und wir [die Bank] nichts damit zu tun haben“⁹³. Die Überwachung wird von einem anderen Unternehmen durchgeführt, mit welchem die Bank zusammenarbeitet. Ohne dass ich nachfrage, erkundigt sich meine Gesprächspartnerin bei anderen Mitarbeiter/innen, wo die Firma sitzt. Der Bankomat sei nicht überwacht, warum dies so ist wüsste sie auch nicht, und wiederholt dass sie „nichts mit der Videoüberwachung zu tun haben“⁹⁴. Ich frage, wie es innerhalb der Bank aussieht. Von einem Lachen begleitet antwortet sie: „Ja natürlich, die Bank wird total überwacht, das muss so sein, das muss jede Bank sein“⁹⁵. Auch wenn sie bereits erklärt hat, dass die Überwachung nicht von der Bank beaufsichtigt wird, frage ich nach der Speicherung der Daten. „, puh [pause] da hab´ ich keine Ahnung, also sicherlich eine Zeit lang, aber wie lang genau, da müssen sie bei [der Firma, die mit der Überwachung beauftragt ist] nachfragen, ich kann ihnen die Nummer gerne raus suchen, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die die Daten jahrelang oder so aufbewahren“⁹⁶.

Da die Bank nicht die überwachende Instanz ist, fühlte sich die Mitarbeiterin mit der ich sprach, nicht dafür verantwortlich. Sie muss nicht entscheiden, ob beziehungsweise was überwacht wird. Sie muss auch keine Details zu der Überwachung wissen und konnte mir keine der wenigen Fragen konkret beantworten. An dem Punkt aber, an dem ich ganz naiv fragte, ob es innerhalb der Bank Kameras gibt, fing sie an zu lachen, als ob ich eine rhetorische Frage gestellt habe, oder die Möglichkeit, dass es nicht so sein könnte, nicht gegeben ist. „Ja natürlich“ verdeutlicht die Selbstverständlichkeit der Kameras innerhalb der Bank. „Die Bank wird total überwacht“ bringt die hohe Kameradichte mit ins Spiel. Meine

⁹³ Gesprächsprotokoll 03

⁹⁴ Ebenda

⁹⁵ Ebenda

⁹⁶ Ebenda

Assoziation zu dem Wort total ist die totale, demzufolge flächendeckende Überwachung. Nicht nur, dass die Bank überwacht wird, ist selbstverständlich, sondern auch die Vielzahl der Kameras, mit der sie überwacht wird, steht völlig außer Frage. Über die Selbstverständlichkeit hinaus fügte sie hinzu, dass es „so sein muss“. Es gibt keine Alternative und das, was ich bereits aus ihrem Lachen dachte rauszuhören, erfahre ich auch mit Worten. Meine Frage formulierte die Möglichkeit, dass eine Bank nicht überwacht sein könnte. Die Antwort ist die Negation dieser Möglichkeit. Von der Situation ihrer Bank ausgehend, formulierte sie darüber hinaus, dass „jede Bank das [überwacht sein] muss“. Videoüberwachung innerhalb der Bank, einer Bank, jeder Bank ist ein feststehendes Element des Raumes, die Kameras gehören genauso dazu wie Mitarbeiter/innen, Schalter und Geldautomat. Fehlen die Kameras, verändert sich der Raum in seiner Gesamtheit. Die Elemente des Raumes sind durch ihre Selbstverständlichkeit so verinnerlicht, dass sie nicht mehr wahrgenommen werden als einzelnes, hinzugefügtes Objekt.

Die Frage nach der Verwertung, Verwendung beziehungsweise Speicherung der Kameradaten wiederum zeigte ein Unwissen diesbezüglich. Wie lange Daten einer Kamera „aufbewahrt“ werden, ist eine vollkommen abstrakte Idee. Sie konnte mir die Frage nicht beantworten, dachte aber darüber nach, um irgendeine Aussage zu treffen. Die sehr unkonkrete Angabe, dass es „eine Zeit lang“ ist, wurde über ihren Zusatz nicht zu glauben „dass es jahrelang ist“, zumindest in einen ungefähren Rahmen gesetzt, der sich in jedem Fall weit über 48/92 Stunden hinaus erstreckt.

In der Reflexion des Gespräches wird klar, warum die Mitarbeiterin dem Thema gegenüber so offen war: da sie es als logisch und selbstverständlich ansieht, dass eine Bank mit Videoüberwachung arbeitet und sie die Unmöglichkeit dieser Tatsache völlig ausschließt, ist die Kamera fester Bestandteil des Raumes und kann genauso wie alles andere besprochen werden. Auch das in sich geschlossene Gebäude macht die Überwachung weniger fragwürdig als auf einem öffentlichen Platz, der unter freiem Himmel ist. Normative Verhaltensregeln lassen die Tätigkeit allerdings stark von der in einer privaten Umgebung differenzieren: man geht hin, um Finanzgelegenheit zu regeln, nicht um sich zu treffen oder ähnliches, eine Tatsache, die im Interesse des eigenen Eigentums und der eigenen Sicherheit preisgegeben wird. Zudem ist die Bankmitarbeiterin nicht gewohnt Auskünfte bezüglich der Überwachungskameras in der Bank zu erteilen. Sie wies mich schnell darauf hin, dass ein anderes Unternehmen mit der Betreuung der Überwachungskameras beauftragt ist und wollte mir die Kontaktdaten dieses Unternehmens geben.

Anhand dieses Beispiels, das Hinterfragen einer nicht überwachten Situation, wird deutlich, wie eine Leerstelle wichtige Aspekte offen legen kann. Es geht also nicht nur darum, überwachte Orte und Räume zu hinterfragen, sondern auch das Gegenteil, nicht überwachte Orte und Räume.

Die Situation wurde von vorneherein, ähnlich der U-Bahn, mit Kamera gedacht. Die Irritation trat erst auf, als durch das bewusste Suchen zum Vorschein kam, dass der Automat nicht mittels Kamera überwacht wird. Das Selbstverständnis, mit dem seitens der Bank mit dem Thema umgegangen wird, verstärkt die Irritation: ist es auf der einen Seite unmöglich, eine Bank ohne Kameras zu denken, tritt auf der anderen Seite Ratlosigkeit auf, wenn es um den Außenbereich und dessen Nichtüberwachung geht.

Die (Un-)Sichtbarkeit der Überwachung verliert hier an Bedeutung. Geht Foucault davon aus, dass Disziplinierungsmaßnahmen fehlschlagen, wenn die Überwachung jenseits der Blicke der Beobachteten schwindet, findet die Annahme auf die aktuelle Überwachungssituation keine Anwendung.

5. Nachblicke

Zunehmende Privatisierung öffentlicher Räume und die Politik wählen die Orte aus, die von Gefahren befreit werden sollen und demnach auch jene, die sich selbst zu überlassen sind.⁹⁷ Hauptsächlich ärmere Gegenden, die durch die dargestellte Assoziation von Armut mit Gefahr auch als Gefahrzonen wahrgenommen werden, fallen durch das Raster des Imagekampfes der Städte untereinander, die sich in Sauberkeit und Sicherheit, aber auch Urbanität und Vielfalt messen. Das Museumsquartier als Musterbeispiel der Imagebildung: Kunst, Kultur, Jugend, Freiheit in einem sauberen und sicheren Umfeld. Da passt die flächendeckende Überwachung nicht ins Bild, muss sie auch nicht, denn sie ist kaum wahrnehmbar: durch die Positionierungen der Kameras, durch die farbliche Unterlegung der Hinweise, durch die Vielzahl an anderen Hinweisen, die es kaum zulassen, dass sich das „hier wird videoüberwacht“ absetzt. Die am Ende des Kapitels 3 dargestellte Situation unterstreicht das Gefühl, dass Videoüberwachung hier „geheim gehalten“⁹⁸ werden soll. Diese Unsichtbarkeit der Überwachung wiederum passt sehr wohl in das Gesamtbild des Museumsquartiers, eine Inszenierung, die das städtische Leben widerspiegeln soll und ihre Lückenhaftigkeit zu überspielen versucht.

Die U-Bahn aus der Sichtweise einer arbeitenden Person innerhalb der Großstadt ist in diesem Zusammenhang als Transitraum zu betrachten. Die hohe Kameradichte hat sich in den Stationen bereits etabliert. Durch die breit geführte Diskussion in den populären Medien, sowohl Printmedien als auch Fernsehen oder Kunstbereich, aber auch durch die Wirkung der Situation an sich, ihrer Darstellung und vor allem den Warnungen, die im Kontext mit der U-Bahn auf verschiedenen Ebenen formuliert werden, bekommt die Kamera eine Existenzberechtigung. Am Beispiel des im letzten Kapitel aufgeführten Raums, der Bank, wird dies noch deutlicher – die Selbstverständlichkeit, mit der die Überwachungskamera als Bestandteil der Bank in Verbindung gebracht wird, macht die Kamera zu einem festen Bestandteil der Situation und unabhängig der eigenen Präsenz auch zu einem feststehenden Element des Raumes Bank. Das Wegfallen der Kamera irritiert, nicht ihre Existenz. Die Kamera kategorisiert die Situation als sicher, und daraus folgend und auf der These Schroers aufbauend, dass Kameras Räume als gefährlich klassifizieren, ließe sich ableiten, dass aufgrund verinnerlichter Erfahrungsmomente die Nicht-Existenz der Kamera die Situation als gefährlich klassifizieren könnte.

⁹⁷ Vgl. hierzu: Klauser, Francsico: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 176.

⁹⁸ Ich beziehe mich bei der Formulierung auf die Aussage von Herrn Zeller.

Je dichter die Kameraanbringung ist, im Zusammenspiel mit der öffentlichen Diskussion ihrer Anbringung und der Ausweisung der jeweiligen Situation als Gefahrenzone, desto größer ist das Dulden und gegebenenfalls auch die Akzeptanz der Überwachungskameras. Die Situation U-Bahnstation wäre ohne Kameras auch irritierend gewesen, der Zug an sich ist es nicht. Es sind bisher nur vereinzelt Wagen, die mit Kameras ausgestattet sind. Der grüne Aufkleber an der Tür sticht noch ins Auge, da er nicht gewohnt ist. Je öfter man aber mit überwachten Zügen fährt, desto mehr verschwindet der Hinweis aus dem Sichtfeld, desto selbstverständlicher wird die Kamera.

Innerhalb dieser Arbeit sind nur drei Situationen auf ihr jeweiliges Wirkungsgefüge im Zusammenhang mit Überwachungskameras betrachtet worden. Zwei der Situation sind bereits mit Kameras gedacht. Es ist zwar keine repräsentative Erhebung, aber handelt es sich bei den betrachteten Situationen um prägnante Orte Wiens und darüber hinaus um Orte des Alltags: Die U-Bahn als stadtspezifisches Fortbewegungsmittel, das von Tausenden alltäglich benutzt wird. Das Museumsquartier, das in seiner Einzigartigkeit innerhalb der Stadt täglich Zuspruch findet. Und eine konkrete Situation, das Abheben von Geld an einem Bankautomaten, das ebenso eine alltägliche Handlung sein kann. Es zeichnet sich anhand der betrachteten Situationen eine Tendenz ab, die es zu untersuchen gilt: privatisierte Räume, die jedoch der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen (sollten), werden in Hinblick auf ihre Wirkungsweisen unterteilt. Diese Wirkungsweisen stehen nicht zwingend mit der objektiven (Un-)Sicherheit in Verbindung, sondern beruhen auf einer subjektiven Wahrnehmung. Berichterstattungen und Darstellungsweisen verhelfen der U-Bahn zu einem Image, welches die Situation als gefährlich ausweist. Die Kamera im Zusammenspiel mit dieser Wirkung soll das subjektive Unsicherheitsgefühl der Kund/innen verringern und darüber hinaus eine präventive Wirkung haben. Dass diese ausbleibt, beziehungsweise im Verhältnis eher mäßig ausfällt, spielt keine Rolle. Auch Befragungen im Hinblick auf das subjektive (Un-)Sicherheitsgefühl belegen, dass Überwachungskameras in ihrer Zielsetzung fehlschlagen.⁹⁹ Beispielsweise würde eine bessere und kontinuierlichere Straßenbeleuchtung in einsamen Gegenden das Sicherheitsempfinden erheblich mehr steigern als die Installation von Überwachungskameras.¹⁰⁰ Dennoch nimmt die Ablehnungshaltung gegenüber Videoüberwachung ab.

Die Erwartungshaltung gegenüber überwachten und nicht überwachten Orten konstituiert sich zum größten Teil jenseits ihrer Sichtbarkeit. Ausschlaggebend diesbezüglich sind vielmehr

⁹⁹ Vgl. hierzu: Zurawski, Nils (Projektleiter): Videoüberwachung in Hamburg. Abschlussbericht (März 2007). Institut für kriminologische Sozialforschung der Universität Hamburg. Hamburg, 2007.

¹⁰⁰ Ebenda

Raumbeschaffenheiten (Angstraum, sozialer Status der Bewohner der jeweiligen Gegend, Regierung), geprägte Bilder (maskierte Banküberfall über die Bilder einer Kamera vermittelt), routinierte Handlungsabläufe (alltägliches Bewegen in überwachten Räumen) und bewusste unübersichtliche Anbringung (Museumsquartier). Das heißt, es ist möglich, Kameras zu denken, wo keine sind; und in der Umkehrung ist es ebenso möglich, davon auszugehen, sich in einem nicht überwachten Raum zu bewegen, der dennoch überwacht wird.

Im Spannungsfeld zwischen dem zunehmenden Wunsch, das nicht Gesehene sichtbar zu machen, sich selbst darzustellen und dem Schreckensszenario des totalen Überwachungsstaats scheint die Frage nach der Selbstverständlichkeit und Akzeptanz der visuellen Überwachung im (halb)öffentlichen Raum (hier: die Kamera) in Bezug auf ihre gesellschaftliche Relevanz unterzugehen. Doch ist genau jene Frage meines Erachtens der Ausgangspunkt, um die oben genannten Aspekte Voyeurismus, Exhibitionismus und Angst in Betracht nehmen zu können. Ist es doch die Wahrnehmung des Einzelnen, die immer auch nur eine subjektive ist – und nicht mehr sein kann – und die in ihrer (nicht)Konsequenz Ausgangspunkt für gesellschaftliche Entwicklungen und Prozesse ist. Wenn nicht der Einzelne verbal oder künstlerisch die immer steigende Kameradichte thematisiert und dadurch das negative und/oder positive Empfinden diesbezüglich zur Geltung bringt – wer dann? Schwindet die Kamera aber als Objekt aus dem Bewusstsein des Einzelnen oder entzieht sie sich einfach durch ihr äußeres Erscheinungsbild der Wahrnehmung, wird die Meinung im Wesentlichen durch Diskurse, ob wissenschaftliche oder populäre, Schreckensszenarien, politischen Interessen und Inszenierungen, beeinflusst und geprägt. Die extremen Meinungen werden die Diskussion führen. Auf der einen Seite Angst schüren und Sicherheit inszenieren, um die Befürwortung zu erhalten, auf der anderen Seite die Gefahr der Aufgabe der Privatsphäre, um Gegner zu gewinnen. Die subjektive Wahrnehmung ist zweifelsohne immer beeinflusst – wie sehr, wie stark, wie tiefgehend, wie nachhaltig und durch wen oder was, das sollte die vorliegende Arbeit zeigen.

Ausblicke (Epilog)

„Doch momentan schaffen einige Politiker das Szenario einer permanenten Bedrohung, um damit permanente Überwachung zu rechtfertigen“¹⁰¹
Hartmut Häußermann

Was bisher nur eingangs im Prolog angedeutet wurde, im restlichen Verlauf der Arbeit jedoch weitestgehend nur punktuell auf das jeweilige Thema einwirkte, ist der Faktor, der im Hinblick auf Videoüberwachung (auf Überwachungsmethoden jeglicher Art) die jüngsten Entwicklungen bezüglich Akzeptanz auf der einen, gesetzliche Lockerungen der Privatsphäre und des Datenschutzes auf der anderen Seite maßgeblich beeinflusst(e): die Stimmen der Politik. Politische Stimmen beeinflussen das Stadtbild auf unterschiedlichen Ebenen. Sowohl Printmedien als auch öffentlich-rechtliche Fernsehsender werden mitbestimmt. Wahlkampagnen in Form von Plakaten, Podiumsdiskussionen, Gesetzesänderungen, städtebauliche Maßnahmen im öffentlichen Bereich, aber auch im privaten Bereich, der zumindest seitens der öffentlichen Behörden genehmigt werden muss. Staatliche Überwachungsmethoden unterliegen der Kontrolle und Verantwortung der Regierung. Die Politik fließt also in jeden Aspekt mit ein, der innerhalb dieser Arbeit besprochen wurde. Nicht zuletzt jedoch gibt es zunehmend direkte Stimmen und Aussagen einzelner Politiker/innen, die sich pro oder contra zu diesem Thema äußern. Zwar beschäftigen sich diese Diskussionen zum Teil auch mit Fragen der Kriminalität, Vandalismus und Gewalt. Doch im Zentrum dieses im politischen Bereich geführten Diskurses steht das Schlagwort Terrorismus und die damit verbundene Assoziationskette, die durch Politiker/innen vermittelt wird.

Dabei erscheint Videoüberwachung zunächst sekundär. Millionen offen liegende und freizugängliche Daten im Internet, auf die nicht nur Unternehmen zur Betriebsoptimierung zurückgreifen, sondern die, wie bereits eingangs erwähnt, sechs Monate gespeichert werden dürfen, lassen neben Fakten (Geburtstag, Adresse, Nummer) auch Rückschlüsse auf Gewohnheiten, Vorlieben, Interessen und Konsumverhalten des Einzelnen ziehen. In Deutschland wurde diesen Sommer heftig über die Möglichkeit debattiert, Flugzeuge im Falle einer Entführung zum Schutze der Allgemeinheit zum Abschuss freizugeben. Telefonanschlüsse werden bei Verwendung bestimmter Wortkombinationen angezapft und

¹⁰¹Häußermann, Hartmut im Gespräch: Soziologe in U-Haft. Das Ende der kritischen Wissenschaft? (21.08.2007), <http://www.tagesspiegel.de/berlin/Landespolitik-Andrej-H-:art124,2362336>

abgehört. Und, um den eingangs erwähnten Fall Holm noch einmal aufzugreifen, nimmt Onlineüberwachung auch Einfluss auf kritisch denkende und forschende Wissenschaftlerinnen.

Die vereitelten Terroranschläge im Sommer 2006 in Deutschland, 2007 in London: im ersten Fall gingen Wochen später die Bilder der Überwachungskamera des Kölner Hauptbahnhofs durch die Medien, zu sehen ist ein Mann, von seinem Gesicht kaum etwas zu erkennen. Was deutlich ins Auge springt ist ein anderes Merkmal: das T-Shirt, weiß mit der dunklen Aufschrift „Ballack“ und darunter die Nummer „13“. Diese Bilder sollen zur Ergreifung des/der Täter/s geführt haben. Inwiefern das stimmt, bleibt fraglich, klar ist jedoch dass die Kamera mit Nichten eine präventive Wirkung hatte. Auch in London wird voll und ganz auf die Auswertung der Überwachungskameras gesetzt. Der mit Sprengstoff und Nägeln bestückte Mercedes, mitten in einem Regierungsviertel Londons abgestellt, wurde entschärft, bevor etwas passierte. „Kein Mensch kann unbemerkt mit dem Auto in die Innenstadt von London gelangen“, lässt die Londoner Regierung verlauten. Der Big Brother Staat, der die höchste Kameradichte neben Ozeanien hat, filmt jedes Auto, das sich in der Stadt bewegt. Doch auch in diesem Fall wurde nie wieder etwas über die Ergreifung der Täter durch die Aufzeichnungen der Verkehrsüberwachungskameras kund. Dennoch wird die Assoziationskette schnell klar: Bombe, Innenstadt, Terrorismus, Islam. Die unreflektierte Verwendung des Wortes ‚Islam‘ als ‚Geburtsstätte des Terrorismus‘ soll an dieser Stelle nur angedeutet werden, mit dem Hinweis auf die Wirkungsmechanismen von politischen Stimmen. Diese immer wieder kehrende Wortkombination schürt Ängste und Unsicherheitsgefühle. Die darüber hinaus seitens der Politiker/innen genannten „wahrscheinlichen“ Anschlagziele sind Bahnhöfe, Flughäfen, Züge, Flugzeuge, Botschaften, kurz: Transiträume und Regierungssitze/-vertretungen. Die Überwachung dieser Räume mittels Videokameras als Konsequenz dieser, mehr oder weniger bestehenden Gefahren wird vom Kollektiv hingenommen, und darüber hinaus besonders in Transiträumen akzeptiert, die auch außerhalb der vermeintlichen terroristischen Bedrohungen als Angsträume wahrgenommen werden. Dabei spielt die Effizienz dieser Maßnahmen keine Rolle. Das durch politische Stimmen geprägte Raumkonstrukt funktioniert mit Überwachungsmechanismen und klassifiziert den Raum nicht mehr als gefährlich durch das Erscheinungsbild der Kamera, vielmehr sind die Gefahren so verinnerlicht, dass die Kamera, selbst wenn sie prozentual gesehen kaum Effekte erzielt, den Raum als gefährlich aber bewacht, demzufolge etwas weniger gefährlich klassifiziert. Panikmachende Stimmen und Diskussionen der Politiker/innen sind ein Feld, das es noch zu untersuchen gälte.

Jeder Mensch beobachtet von früher Kindheit an seine Mitmenschen. Durch das Beobachten der Handlungen – des zwischenmenschlichen Verhaltens in bestimmten Situationen – lernen wir selbst in komplexen Gebilden der Gesellschaft zu bestehen. Auch als Forscherin in der Europäischen Ethnologie wird dieser Beobachtungssinn ausgeweitet: von unseren Beobachtungen ausgehend ziehen wir Rückschlüsse und suchen analytische Ansätze, allerdings nur bis zu einem bestimmten Punkt: das Verhalten anderer wird zunächst neutral gesehen, beschrieben, aber nicht gewertet. Erst nach eindringlicher Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Feld werden vorsichtige Wertungen, wenn überhaupt, gewagt. Die Kamera als Instrument der Macht hingegen beobachtet, vergleicht das Verhalten mit etwas, was als die Norm bezeichnet wird also standardisierte Verhaltensmuster, und filtert heraus, was die Grenzwerte der Norm überschreitet. Es ist nicht möglich, auch wenn eine Vielzahl an Kameras innerhalb eines Raumes angebracht ist, ein reales Abbild der Situation zu geben. Selbst wenn akustische Signale aufgezeichnet werden können, es bleibt immer nur ein Ausschnitt des Ganzen.¹⁰²

Die aktuelle Überwachungssituation ist zwar sowohl weit von der Fiktion in Orwells Roman als auch der Realität in Großbritannien entfernt. Das Zusammenspiel von Effizienz der Überwachungskameras, Ausprägung und/oder Wertung von erwünschten/nicht erwünschten Handlungsmustern, rasantem Anstieg der Kameradichte, Akzeptanz der Kameras und demzufolge unbewusste Integration zu einem Element des Raumes, das nicht mehr hinterfragt wird und sich jenseits der (Un-)Sichtbarkeit konstituiert, sollte jedoch zu Denken geben; man könnte – unter Berücksichtigung der Situation Museumsquartier, die ihre Überwachungs politik und Kameradichte so weit es möglich ist „geheim“ hält – sogar von einem Unbehagen sprechen.

¹⁰² Vgl. hierzu: Klauser, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006. S. 126 ff.

Literaturverzeichnis

- Augé, Marc: Ein Ethnologe in der Metro. Frankfurt am Main, 1988.
- Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Frankfurt am Main, 1994.
- Bahrdt, Hans Paul: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Reinbek bei Hamburg, 1961.
- Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt. Erweiterte Neuauflage, Stuttgart, 2005.
- Bausinger, Hermann: Technik im Alltag. Etappen der Aneignung. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 227 – 242.
- Beck, Ulrich: Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt am Main, 2007.
- Bundesministerium für Inneres (Hg.): Videoüberwachung zu sicherheits- und kriminalpolizeilichen Zwecken. Schriftenreihe BM.I – Band 3, Wien, 2004.
- Dürrenmatt, Friedrich: Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter. In: Dürrenmatt, Friedrich (Hg.): Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden. Band 26. Zürich, 1998.
- Fleischhack, Julia: Urbane Bewegungsgeographien. Raum als Koordinate subjektiver Erfahrungsdimension. In: Vokus 2/2005. S.14 – 30.
- Foucault, Michel: Andere Räume. In: Barck, Karlheinz u. a. (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig, 1992. S. 34 – 46.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Frankfurt am Main, 1994.
- Franzen, Brigitte; Krebs, Stefanie (Hg.): Mikrolandschaften/Microlandscapes – Landscape culture on the move. Band 1 der Reihe Gegenwartskunst + Theorie. Münster, 2006.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter: Neue Urbanität. Frankfurt am Main, 1987.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt am Main/ New York, 2004.
- Helten, Frank: Reaktive Aufmerksamkeit. Videoüberwachung in Berliner Shopping Malls. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels. Frankfurt am Main, 2005. S. 156 – 173.
- Hempel, Leon: A Perfect Marriage. Die Aktivierung des Fernsehzuschauers als Videobeobachter. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels. Frankfurt am Main, 2005. S. 51 – 72.
- Hengartner, Thomas: Der Bahnhof als Fokus städtischen Lebens? Volkskundliche Überlegungen zu einem urbanen Phänomen par excellence. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 90 (1994), S. 187 – 206.
- Hengartner, Thomas; Rolshoven, Johanna: Technik – Kultur – Alltag. In: Hengartner, Thomas; Rolshoven, Johanna (Hg.): Technik Kultur. Zürich, 1998. S. 17 – 50.
- Hitzler, Ronald: Im elektrischen Panoptikum. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Visualisierung – Strategien, Medien und Praktiken“ des SFB 640 am 18.01.2007 in der Humboldt Universität Berlin. Vortragsmanuskript.

- Klauser, Francisco Reto: Raum = Energie + Information. Videoüberwachung als Raumaneignung. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels. Frankfurt am Main, 2005. S. 189 – 203.
- Klauser, Francisco Reto: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt am Main, 2006.
- Kunnert, Gerhard: Big Brother in U-Bahn, Bus und Bim. In: *juridikum* 2006/1. S. 42 – 50.
- Laister, Judith: Städtische Störzonen. Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Band 12. Frankfurt am Main, 2005.
- Lang, Barbara: Unter Grund. Ethnographische Erkundungen in der Berliner U-Bahn. Tübingen, 1994.
- Levin, Thomas Y.: Die Rhetorik der Überwachung. Unter: <http://www.nachdemfilm.de/no3/pdf/lev01.pdf>
- Lindner, Rolf: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main, 1990.
- Lindner, Rolf: Walks on the Wild Side. Frankfurt am Main, 2004.
- Löbbermann, Dorothea: Weg(be)schreibungen, Ortserkundungen: Transients in der amerikanischen Stadt. In: Bockhorn, Olaf; Dimt, Gunter; Hörandner, Edith (Hg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien, 1999.
- Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main, 2001.
- Löw, Martina: Raum – Die topologische Dimensionen der Kultur. In: Jaeger, Friedrich; Liebsch, Burkhard (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 1. Stuttgart, 2004. S. 46 – 60.
- Löw, Martina; Steets, Silke; Stoetzer, Sergej (Hg.): Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen, 2007.
- Lyon, David: From Big Brother to Electronic Panopticum. Unter: <http://home.fnal.gov/~annis/digirati/otherVoices/Lyon.html>
- Orwell, George: 1984. New York, 1958.
- Paris, Rainer: Normale Macht. Ethnologische Essays. Konstanz, 2005.
- Rammert, Werner: Gestörter Blickwechsel durch Videoüberwachung? Ambivalenzen und Asymmetrien soziotechnischer Beobachtungsordnungen. In: Hempel, Leon; Metelmann Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels. Frankfurt am Main, 2005. S. 342 – 359.
- Rolshoven, Johanna: Die Strassenbahn als technischer und sozialer Raum. Eine Skizze am Beispiel der Baseler „Trambevölkerung“. In: Hengartner, Thomas; Rolshoven, Johanna (Hg.): Technik – Kultur. Zürich, 1998. S. 217 – 245.
- Ruhne, Renate: Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. Opladen, 2003.
- Schroer, Markus: Sehen und gesehen werden. Von der Angst vor Überwachung zur Lust an der Beobachtung. In: *Merkur* 57, H. 2, 2003. S. 169 – 173.
- Schroer, Markus: Sehen, Beobachten, Überwachen. Beitrag zu einer Soziologie der Aufmerksamkeit. In: Hempel, Leon; Metelmann, Jörg (Hg.): Bild – Raum – Kontrolle.

Videüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels. Frankfurt am Main, 2005. S. 325 – 341.

Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt am Main, 2006.

Simmel Georg. Die Großstädte und das Geistesleben. In: Rammstedt, Otthein: Georg Simmel Gesamtausgabe. Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901 – 1908. Band I. Frankfurt am Main, 1995. S. 117 – 131.

Waidacher, Friedrich: Museologie – knapp gefasst. Wien – Köln – Weimar, 2005.

Wehrheim, Jan: Städte im Blickpunkt Innerer Sicherheit. Unter:
<http://www.bpb.de/publikation/VN3CLL.html>

Wehrheim, Jan: Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen, 2003. 2. Auflage, Opladen, 2006.

Wiegandt, Claus-C. (Hg.): Öffentliche Räume – öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und die Gesellschaft. Berlin, 2006.

Zurawski, Nils (Projektleiter): Videüberwachung in Hamburg. Abschlussbericht (März 2007). Institut für kriminologische Sozialforschung der Universität Hamburg. Hamburg, 2007.

Zeitungsartikel

APA: Wiener Linien speichern Video-Daten (24.04.2007),
<http://derstandard.at/druck/?id=2855994>

gaw (Autorinnenkürzel): Rieder. Videoüberwachung in U-Bahn und Straßenbahn erfolgreich (26.07.2006), http://www.ots.at/drucken.php?schluessel=OTS_20060726_OTS0094

Häußermann, Hartmut im Gespräch: Soziologie in U-Haft. Das Ende der kritischen Wissenschaft? (21.08.2007), <http://www.tagesspiegel.de/berlin/Landespolitik-Andrej-H-;art124,2362336>

hen/AP/Reuters/ddp (Autorinnenkürzel): SPD offen für Ausweitung von Videoüberwachung (02.07.2007), <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,491870,00.html>

kri(Autorinnenkürzel): ÖBB startet Offensive zur Überwachung (14./15.04.2007), Der Standard, S. 11.

Rada, Uwe: Tatbestand Soziologie (16.08.2007), TAZ, S. 17

Rohrhofer, Markus: Persönlich im Netz gefangen (04.09.2007),
<http://derstandard.at/druck/?id=3022102>

Sassen, Saskia; Sennett, Richard: Das Verbrechen der Soziologie (22.08.2007), TAZ, S. 11.

Simoner, Michael: Keine Kamera ohne Kontrolle (03.05.2007), Der Standard, S. 8.

Stieger, Hannes: Die Kamera im Nacken (10.01.2007),
<http://economyaustria.at/Text/?id=2602272>

Szelgrad, Martin: Gläserne U-Bahngäste (14.04.2005),
<http://www.report.at/artikel.asp?mid=1&kid=&aid=7662>

webmaster (Autorinnenkürzel): Überwachungskameras in Wiener U-Bahn Zügen (12.04.2005), http://www2.argedaten.at/php/cms_monitor.php?q=PUB-TEXT-ARGEDATEN&s=18195.sst

webmaster (Autorinnenkürzel): Wiener Linien starten Videoüberwachung (05.08.2005),
http://www2.argedaten.at/php/cms_monitor.php?q=PUB-TEXT.ARGEDATEN&s=91411.wip

Wetz, Andreas: ÖBB-Plan: Flächendeckende Videoüberwachung (14.09.2006),
http://www.diepresse.com/textversion_article.aspx?id=584924

Autor/in nicht bekannt: ABB als GU für Videoüberwachung (01.06.2006),
<http://www.abb.at/cawp/atabb104/b4fb82faf5f20da0c125717e002929d5.aspx>

Autor/in nicht bekannt: Nichts ist klar geregelt (12.01.2007), http://www.orf.at/070112-8022/8023txt_story.html

Internetquellen

www.wikipedia.de

www.wienerlinien.at

www.museumsquartier.at

www.youtube.com

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 01 (Titelblatt), Seite 2:
Privatsammlung Julia Stoffregen

Abbildung 02 (Hinweisschild des Museumsquartiers), Seite 45:
Privatsammlung Anna Stoffregen

Abbildung 03 (Balkon des Museumsquartiers), Seite 47:
Privatsammlung Anna Stoffregen

Abbildung 04 (Die Forscherin im Feld), Seite 77:
Privatsammlung Anna Stoffregen

Andere Quellen

Gesprächsprotokoll 01: Telefonat mit einem Mitarbeiter der Wiener Linien.

Gesprächsprotokoll 02: Telefonat mit Herrn Zeller, Museumsquartier.

Gesprächsprotokoll 03: Telefonat mit einer Mitarbeiterin der betrachteten Bank.

Gesprächsprotokoll 04: Gespräch mit Herrn Zeller

Feldforschungstagebuch

freitag & berndt: Städteatlas Grossraum Wien 2008.



Mein Dank gilt allen, die mich in den letzten Monaten auf den Spuren der Überwachungskameras begleitet haben. Besonders danke ich Conny Eiberweiser, Tobias Radinger und dem Notstandserviceteam (Martin Jonas, Laura Hompesch und ganz besonders Judith Punz) für hilfreiche Anmerkungen, Hinweise und emotionale Unterstützung.

Klara Löffler für motivierende Worte und wertvolle Denkanstöße.
Meinen Eltern und Geschwistern Julia Katharina und Hanns Alexander für immer währende Unterstützung auf allen Ebenen.

Abstract

Ausgangspunkt meiner Forschung ist die teilnehmende Beobachtung eines alltäglichen Weges durch Wien. Ich begleitete eine Person, Nina, von morgens bis abends und dokumentierte den Weg. In einem zweiten Schritt ging ich den Weg nochmals ab, um genau festzustellen, wo Überwachungskameras hängen. Zusätzlich zu den Notizen, die ich mir bezüglich der Standorte der Kameras machte, achtete ich besonders auf meine Erwartungshaltung, die ich an bestimmte Situationen stellte. Ausgehend davon wählte ich drei Situationen aus, die sich in der Erwartungshaltung in Bezug auf – vorhandener und nicht vorhandener – Überwachungskamera unterschieden. An die jeweilige Situation stellte ich folgende Fragen: Wieso gehe ich in einer Situation davon aus, eine Überwachungskamera zu entdecken und in einer anderen wiederum nicht?

Nach konkreter Darstellung des Weges mittels ethnographischer Beschreibung, ohne mich als teilnehmende Beobachterin mit einzubeziehen, wird anschließend der Weg aus meiner Perspektive, also unter Berücksichtigung der Selbstreflexion, im Hinblick auf Kameras beschrieben. Ausgehend von dieser Beschreibung wird die Auswahl der drei nachstehenden Situationen hinsichtlich Kamera begründet und die Fragestellung der Arbeit konkretisiert. Die Besonderheit der Methode des Beobachtens, mit der ich hauptsächlich arbeitete, im Zusammenhang mit der Thematik Videoüberwachung wird ebenfalls in diesem Kapitel herausgearbeitet. Im Anschluss an dieses ausführliche erste Kapitel, das ich aber aufgrund der Thematik und der Methode, und vor allem in deren Zusammenspiel, für notwendig halte, widme ich jeder der drei Situationen ein Kapitel, in welchem betrachtet wird, wie sich Erwartungshaltungen konstituiert haben könnten.

U-Bahn, Museumsquartier und Geldabheben an einem öffentlich zugänglichen Bankomaten: der/die Leser/in soll sich durch die konkreter Veranschaulichung der Handlungs- und Bewegungsabläufe in diesen alltäglichen Situationen wieder finden, von distanzierten Verhaltensweise in der U-Bahn über ‚urbanem‘ Stadtflair im Museumsquartier bis hin zu einer ganz alltäglich, nicht mehr hinterfragten Handlung des Geldabhebens. Dadurch soll nachvollziehbar sein, wie ich Videoüberwachung im Alltag betrachtet habe und meine Schlüsse hinsichtlich der Erwartungshaltungen bezüglich der drei genannten Situationen gezogen habe.